<36614668720013

Die Familie Burk.



Die Familie Burk,

ihre

Thaten, Träume und Gedanken.

Aufgezeichnet

von

Graf Adelbert Baudissin.

Dritter Band.

Mit Portraits in Holzstich.

Hannover.

Carl Rümpler.

1863.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

„Nun, das freut mich," sagte die Schwägerin mit freudestrahlenden Augen, indem sie bald Bertha's Lockenkopf liebkoste, bald Doctor Milchners Hand drückte. „Was doch Alles in der Welt passiren kann, lieber Lorenz! Wer hätte das gedacht! Bertha hätte freilich noch ein paar Jahre warten können; denn sie ist noch jung, lieber Vetter; aber jung gefreit hat Niemand gereut, — obgleich das nicht immer wahr ist, denn es passiren einem oft Dinge, mein lieber Lorenz, und es könnten noch ganz andere Dinge passiren, — aber wie ich mich freue! Vetter, Sie wissen, daß ich es gut mit Ihnen meine und daß ich Bertha angeboten habe, in meinem Hause Kindesstelle einzunehmen, und daß mein guter Lorenz Ihnen einen

einträglichen Posten als Hutreisender angeboten hat, und was wir angeboten haben, Vetter, das haben wir aus Liebe und Freundschaft zu Ihnen und zu Dir, Bertha, angeboten; da sich die Sache aber jetzt so gemacht hat, Herr Milchner, so scheint mir, daß Sie und Bertha das große Loos gezogen haben! Sie hatten einen Vater, Doctor Milchner? Sie kannten Ihren Herrn Vater? Es ist ein großes Glück, eine Beruhigung für die Gattin, zu wissen, daß ihr Gatte seinen Vater kennt. Warum? wird Ihnen mein Lorenz sagen! Nicht wahr, Herr Doctor, Sie hatten einen Vater? Bertha ist zwar in Brasilien geboren, und die Sache hätte am Ende wenig auf sich; aber sie könnte etwas auf sich haben, Herr Doctor, und ich werde meine Einwilligung zu Bertha's Verheirathung erst dann geben, wenn ich positiv weiß, daß nichts passirt ist, was störend auf Ihre Ehe einwirken könnte. Sie hatten einen Vater, Herr Doctor?"

„Ich hatte und habe noch einen Vater, Frau Lorenz! Mein Vater ist Beamter in Holstein."

„In Holstein?! Hat er das Ding im Knopfloch, Herr Milchner? Hat er den Orden, wie

heißt er doch? den Orden, der vom Himmel herabgefallen ist?"

„Den Dannebrog? Nein! Mein Vater ist der Ansicht, daß man ein Ehrenmann sein kann, ohne ein garnirtes Knopfloch zu haben —"

„Dann ist Alles gut, Kinder. Dann heirathet Euch. Die Aussteuer besorge ich, Kinder! Aber Ihr Herr Vater kommt mit auf die Hochzeit, Herr Doctor, und wen Sie sonst noch an Verwandten haben, den laden Sie mit ein; denn eine Hochzeit ist eine wichtige Begebenheit, lieber Vetter, an der alle Verwandte mit Theil nehmen sollten; aber davon wollen wir später sprechen. Jetzt, liebe Bertha, probire die Kleider an, die ich Dir für heute Abend habe machen lassen. Mein lieber Lorenz, Du kannst mit unserm Vetter und dem Herrn Doctor so lange spazieren gehen; ich und die Bonne wollen das Kind während dessen anziehen."

„Ganz so, bis in die leisesten Nüancen der Schattirung so, wie ich mir das auf dem Blumenteppich der brasilianischen Grasebene gedacht habe! Eine Fee des Morgenlandes tritt in unser bescheidenes Haus und schmückt diesen Lilienstengel

mit dem Gewande einer Königstochter. Zehntausend Mohrenfürsten knieen verhüllten Angesichts nieder, und wenn die Fee ihr Werk vollbracht hat und mit dem Zauberstab winkt, dann erheben sich die Mohrenfürsten und rufen Allah akbar! Gott ist groß, aber die schönste Houri des Paradieses ist die Jungfrau, die im Perlenschmucke vor uns steht! Kinder, es ist zu viel Glück für mich armen lumpigen Menschen! Hinaus ins Freie, und wenn Sie über mich lachen wollen, Herr Lorenz, oder Sie, Doctor Milchner, dann lacht, Freunde, lacht, daß Euch die Thränen über die Wangen laufen! Ich will mit lachen — — vor Freuden will ich lachen, — habe ich doch oft vor Kummer und Schmerz recht bitterlich geweint!"

Herr Lorenz und Doctor Milchner folgten kopfschüttelnd Herrn Güter auf die Straße und hatten Anfangs Mühe, mit ihm gleichen Schritt zu halten. Als jedoch der erste Paroxysmus vorüber war, mäßigte Herr Güter seine Eile, und bald wandelten die drei Männer, die das Schicksal so unerwartet zu Freunden und Verwandten gemacht hatte, in gelassenem Gespräche längs den Ufern der Elbe.

Herr Güter richtete sich stolzer empor als sonst und lächelte jedem Bettler und Sackträger doppelt freundlich zu; bisweilen blieb er vor Doctor Milchner stehen, sah ihm forschend ins Angesicht, schlug ihn herzhaft auf die Schulter und sagte: „Ganz so habe ich es mir gedacht, wenn ich im Schatten der rauschenden Palmen meine Zukunft vor die Seele zauberte. Nur Schade, daß Sie kein König des Morgenlandes sind und auf einem weißen Elephanten durch die Straßen dieser Stadt reiten. Was glauben Sie wohl, lieber Vetter Lorenz, was die Matadore der Börse sagen würden, wenn mein Schwiegersohn, gefolgt von zehntausend Fürsten des Morgenlandes, auf einem weißen Elephanten über den Jungfernstieg ritte und hundert Kameele mit persischen Shawls und köstlichem Geschmeide als Brautgeschenk darbrächte! Warum, meine Freunde, geschehen keine solche Wunder? Warum ist das Leben so schaal? Warum ist Alles eitel, was unsere Phantasie uns ausmalt? Glückliches Volk der Griechen! Ihr lebtet in einem süßen Traume! Wohin Ihr Euern Blick wandtet, lächelte Euch ein Faun oder eine Sirene, ein Gott oder ein Halbgott, eine Diana

oder eine Venus entgegen! Euch war das Leben ein lächelndes Märchen! — Aber was ist das Leben für uns? Herr Lorenz, was ist Ihnen das Leben gewesen? Eine Reihe von Jahren, die mit Ausnahme der Schaltjahre regelmäßig dreihundert fünfundsechszig Tage hatten, von denen zweiundfünfzig Sonntage, zwei Weihnachts-, ein Neujahrs-, ein Geburts- und ein Charfreitag mit Nichtsthun, die anderen dreihundert und acht aber mit Ziffernschreiben hingebracht wurden? Haben Sie gelebt, Herr Lorenz? Beantworten Sie mir diese Frage. Haben Sie gelebt — oder haben Sie nur den Sauerstoff der Luft in Ihr Blut geführt und Ihrem Nachbar den Kohlenstoff aus Ihren Lungen unter die Nase geblasen? Nennen Sie das leben, mein werther Herr und Vetter, wenn Sie sechsundvierzig Jahre alt geworden sind, ohne jemals einen Sonnenaufgang bewundert, ohne einen Sänger des Waldes, eine Blume des Feldes kennen gelernt zu haben? Ich frage Sie, Vetter Lorenz, ob Sie jemals draußen in Gottes freier Natur ganz allein die Sonne haben aufsteigen sehen? Haben Sie gesehen, wie sie einer feurigen Kugel vergleichbar sich aus dem Meere erhebt,

rings umher Alles in einen Purpurschimmer einhüllend und allmälig die Blumen aus dem Schlafe küssend. Haben Sie das jemals gesehen, Mann?"

„So eigentlich nicht," antwortete Herr Lorenz; „aus meinem Zimmer habe ich allerdings in warmen Sommertagen bisweilen die Sonne aufgehen sehen; draußen im Freien aber? — nein!"

„Aus Ihrem Zimmer? Durch ein Meer von Steinkohlenrauch, über Dächer und Schornsteine haben Sie das Licht des Weltalls begrüßt, wenn es sich im Osten erhob? Und Sie behaupten, gelebt zu haben?"

„Mein Gott, mein Geschäft hat es mit sich gebracht, daß ich nicht im Felde umherstreifte —"

„Ihr Geschäft! Grundgütiger Heiland! Sein Geschäft! Vetter Lorenz hat vor lauter Geschäften keine Zeit gehabt, sich bewußt zu werden, daß er Mensch ist! Ich will Sie nicht tadeln, Vetter Lorenz, denn Sie sind eine treue Seele; aber die Anderen, die mich einen Narren nennen möchten, weil ich sie Narren nenne — Corpo di bacco!"

Doctor Milchner hörte den Reden seines Schwiegervaters nur mit halbem Ohre zu. Sein Herz war so voll von Glück, daß eine rauschende

Militairmusik oder eine lebhafte Kanonade eben so wenig Eindruck auf ihn gemacht haben würden, wie das Zirpen einer Grille. Er war eine von den Naturen, die Alles, was sie erfassen, mit vollem ungetheilten Herzen ergreifen. Er liebte Bertha, wie nur ein reiner edler Mann ein herrliches Mädchen lieben kann; jede Faser seines Herzens gehörte ihr. „Du bist mein und ich bin Dein," wiederholte er sich ohne Unterlaß, und wenn Herr Güter ihm in seinem gewohnten Pathos seine Lotosblume schildern wollte, hob er wie bittend die Hände auf, um nicht in der Wiederholung seiner Worte „Ich bin Dein und Du bist mein" unterbrochen zu werden. Es betrübte ihn nicht mehr, daß er arm war — denn Bertha war ja sein; es schmerzte ihn nicht mehr, daß sie auf die Bühne ging, denn sie war sein; er würde dem Tode ruhig entgegen=gegangen sein, denn Bertha's Liebe folgte ihm ja in das ewige Leben hinüber.

„Sie scheinen sehr ernst zu sein, Herr Doctor," sagte Herr Lorenz, der eben seinem Vetter Güter das Versprechen gegeben hatte, morgen mit ihm einen Sonnenaufgang betrachten zu wollen.

„Wer? Ich?"

„Ja, es kommt mir so vor. Sie sprechen ja gar nicht mit."

„Habe ich nicht mitgesprochen? Wovon sprachen wir?"

„Lassen Sie es gut sein, Vetter Lorenz," sagte Herr Güter. „Er spricht mit meiner Bertha, und ich verdenke es ihm nicht, wenn er ihre Conversation der unsrigen vorzieht."

Herr Lorenz nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ja, ja, die Liebe muß ein eigen Ding sein."

„Muß ein eigen Ding sein? Herr des Himmels! Haben Sie nie geliebt?"

„So eigentlich nicht. Ich habe Therese lieb, aber wirklich verliebt bin ich doch eigentlich nicht."

„Erlauben Sie mir, Vetter Lorenz — doch wozu? Also Sie haben nie geliebt, was man so aus reinem heiligen Herzen lieben nennt, haben nie die Sonne aufgehen sehen, kennen keine Blume, keinen Vogel und keinen Baum, und sind trotz alledem sechsundvierzig Jahre alt geworden? Corpo di bacco! Giebt es Viele Ihres Gleichen, Vetter Lorenz? Oder sind Sie der Einzige in Hamburgs Mauern, der auf diese Weise lebt,

das heißt, dem Grabe entgegen-wandelt, — denn leben werden Sie das doch wohl nicht nennen?"

Herr Lorenz lächelte verlegen und gestand, daß er sehr viele Genossen habe, die so wenig von der Liebe und Gottes schöner Natur kennen gelernt hätten, wie er.

„Heirathen also, um ein Geschäft zu machen? Suchen die Freuden des Ehestandes in Putz und bunten Lappen! Geben Theegesellschaften und Bälle und verkaufen sich selbst an ihre Frauen? Und das wollen Menschen sein? Shanghai's sind es, Herr Lorenz! Der alte Plato hat Recht! Mögen die Kniee nach vorn oder nach hinten gebogen sein, es sind echte Vollblut-Shanghai's!"

„Shanghai's?" fragte Herr Lorenz.

„Ja, Shanghai's! Aber ich denke, Bertha wird angezogen sein, und ich stoße bei Ihnen wohl auf keine Opposition, Doctor, wenn ich vorschlage, heimzukehren?"

Wie vorauszusehen gewesen, — Doctor Milchner machte keine Einwendungen und folgte willig den beiden älteren Herren. Als sie aber das Haus betraten, in welchem die Schwägerin und die Bonne das unglückliche Mädchen über eine Stunde

mit Anprobiren, Zurechtstecken von Stecknadeln, Aufstecken einer Falte und hunderttausend anderen Dingen gepeinigt hatten, von denen wir Männer keine Ahnung haben, deren Martern wir auch nicht zu ertragen im Stande sein würden, — trat ihnen die Magd des Hauses mit einem Briefe entgegen, der an den Herrn Doctor Milchner adressirt war. „Das Fräulein ist mit den beiden fremden Damen fortgefahren und hat mir den Brief an den Herrn Doctor übergeben," sagte das Dienstmädchen.

„Das Zimmer wird für die Reifröcke zu eng gewesen sein," sagte Herr Güter, mit einem schwermüthigen Blicke nach oben. „Herr Gott! Es ist nicht ihre Schuld, daß sie ihren prachtvollen Wuchs, ihre junonische Gestalt mit einem Meere von Reifen und Stahlringen umgiebt! Es ist nicht ihre Schuld, daß dein Ebenbild zu einer abscheulichen Fratze herabgewürdigt wird; es ist nicht ihre Schuld, daß ein Engel des Paradieses verunstaltet wird. Sie ist arm, mein Gott und Vater, und muß ihr Brod verdienen. Könnte sie aber ihr Brod verdienen, wenn sie in edler Entrüstung über den jämmerlichen, o! höchst miserablen Reifrock sich weigerte, das Unthier anzu-

ziehen? Würde der Director sie auf die Bühne lassen? Würde das Publikum sie nicht auszischen, wenn sie in einem anständigeren Gewande erschiene? Ja, dürfte Venus Amathusia, dürften die drei Grazien, dürfte Pallas Athene vor den Augen der deutschen Jugend erscheinen ohne jenen Reifrock, den eine Spanierin eingeführt hat, welche einen höchst abenteuerlichen Neffen geheirathet?"

„Sie scheinen kein sonderlicher Freund der Reifröcke zu sein," sagte Herr Lorenz.

„So wenig wie der türkische Gesandte in London, der seinem Herrn, dem Sultan, schrieb: „Die Weiber der Ungläubigen gehen einher, wie die Zelte der Wüste! Wie viele Damen schon dadurch einem schrecklichen Tode geopfert wurden, daß ihr Wüstenzelt in Brand gerieth, und wie viele Ehemänner bankerott geworden sind, weil sie beständig neue und größere Wüstenzelte anschaffen mußten, ist nicht in Worten auszudrücken. Jede Dame in einem Wüstenzelte ist eine Burk, Herr Lorenz!"

„Welche? Ernestine oder Auguste?"

„Es giebt so viele Burks, Vetter, daß ich außer Stande bin, ihre Vornamen zu nennen; es

sei denn, daß ich ihre Nase einer genauen Prüfung unterzöge."

„Ihre Nase? Kann man den Menschen an der Nase ansehen, wie sie heißen?"

„Ohne Zweifel. Ich werde Ihnen das gleich beweisen, vorausgesetzt, daß Doctor Milchner uns Gesellschaft leisten will."

„Bertha hat uns in die Verbannung geschickt," sagte Milchner, indem er seinem Schwiegervater den Brief hinreichte. „Lesen Sie selbst."

Herr Güter las: „Ich wäre außer Stande, in meinem Theateranzuge vor Dir, lieber Milchner, und vor meinem Vater zu erscheinen. Ihr werdet mich heute Abend sehen. Setzt Euch mitten in das Parquet und vergeßt, daß es Eure Bertha ist, die als Künstlerin vor Euch erscheint. Bin ich eine Künstlerin, besitze ich die Gabe, durch meinen Gesang und mein Spiel Eure Seele zu erfrischen, so beweiset es mir durch einen freundlichen Blick. Seid streng und gerecht in Eurer Kritik, tadelt und lobt nach Eurer innigen Ueberzeugung. Ein beifälliger Blick oder ein tadelndes Kopfschütteln von Euch hat mehr Werth für mich, als das Bravorufen des Publikums und das

Urtheil der Presse. — Nach der Vorstellung, wenn ich den Putz von mir geworfen und mein Hauskleid angezogen haben werde, kommt zu mir in mein Stübchen. Wir wollen keinen Schmaus feiern, aber eine selige Stunde verplaudern. Gott mit Euch allen beiden, Ihr meine Geliebten!

Bertha."

„Ja, das wollen wir, meine Lotosblume! Gerade in die Mitte des Parquets wollen wir uns setzen und Dir frei ins Auge sehen. Und warum auch nicht? Freut sich die Nachtigall nicht, wenn der Wanderer stehen bleibt und ihr göttliches Lied belauscht? Und bist Du nicht eine Nachtigall? Blicke nur Deinem Vater und Deinem Bräutigam in die Augen; Du wirst Dein eigenes schönes Bild abgespiegelt finden, mein Kind, ein Bild, vor dem Du nicht zu erschrecken brauchst. — Aber wie ist es, lieber Milchner? Wollen wir bis zum Abend zusammenbleiben? Ich habe Vetter Lorenz einen Vortrag über die Nasen versprochen, wollen Sie uns Gesellschaft leisten?"

„Mit tausend Freuden!"

„Aber wo? In Bertha's Zimmer, oder bei Vetter Lorenz?"

„Ich würde Sie in mein Zimmer führen," sagte Dr. Milchner, „wenn ich nicht fürchten müßte, daß seine Junggesellen-Physiognomie einen trivialen Eindruck auf Ihre Phantasie machen würde. Wollen Sie meine Gäste sein, meine Herren, und in einem, mir wohlbekannten Weinkeller eine Auster essen und ein Glas Rheinwein trinken? Es schwatzt sich gemüthlicher unter der Erde beim matten Schimmer einer Gaslampe."

„Angenommen!" sagte Herr Güter, der trotz seiner Philosophie niemals einem leckern Essen aus dem Wege ging. „Ich bin einverstanden; was sagen Sie, Vetter Lorenz?"

„Wenn ich wüßte, daß Therese sich nicht beunruhigen würde! —"

„Denkt nicht daran," sagte Herr Güter. „Wenn Frauen über Putz sprechen, so fühlen sie keine Sehnsucht nach ihren Männern."

„Aber Therese's lebhafte Phantasie! Wenn sie sich einbildete, daß etwas passirt sein könnte —"

„Nun, dann kommen wir heute Abend alle Drei gesund und wohlbehalten zu ihr, und der Empfang ist dann nur um so herzlicher. Zeigen Sie uns den Weg, Milchner; ich brenne

vor Verlangen, Ihr und Bertha's Wohl zu trinken."

Herr Lorenz fügte sich, wiewohl widerstrebend, den Anordnungen seines Vetters, und bald saßen die Drei vor einer mächtigen Schüssel voll Austern und tranken in funkelndem Johannisberger Bertha's Wohl.

„Sie wollten uns einen Vortrag über die Nasen halten," sagte Herr Lorenz, der durch den Wein aufgeheitert war und sich wegen seiner Therese keine Gewissensbisse mehr machte. „Sie wollten uns einen Vortrag über die Nasen halten, lieber Vetter."

Herr Güter leerte sein Glas, räusperte sich und hub also an:

„Die Nase, meine Freunde, ist eigentlich nur ein verkürzter Rüssel. Ob es Oeconomie des Schöpfers war, unsern Rüssel so kurz zu machen, will ich nicht entscheiden; wäre ich aber gefragt worden, ob ich eine kurze Menschennase oder einen Elephantenrüssel haben wolle, so würde ich mich für den Rüssel entschieden haben. Denkt Euch, meine Freunde, welch ein Genuß es sein müßte, mit seiner Nase junge Bäume ausreißen und durch

die Nase trinken zu können! Wie herrlich müßte einem der Rheinwein schmecken, wenn man ihn durch die Nase einsaugen und dann erst in den Mund zwängen müßte! Wie laut könnte man nießen, wenn man einen fünf Schuh langen Rüssel von der Stirn herunterhangen hätte, und wie kräftig könnte man — wenn gar kein anderes Mittel hülfe — dreinschlagen! Die Soldaten würden keine Gewehre, die Nachtwächter keinen Morgenstern gebrauchen; man würde sich, statt auf Pistolen, auf Nasenstüber oder Rüsselhiebe fordern, der Nachtwächter würde durch den Rüssel die Stunde abblasen und lärmende Handwerksburschen und listige Diebe auf weite Entfernung wittern und durch einen einzigen Streich unschädlich machen können. Man hat es in England durch Fleiß und Ausdauer dahin gebracht, Hunde mit langen Ohren, Kühe und Ochsen mit kurzen Beinen, Ziegen ohne Hörner und Schafe ohne Schwänze zu züchten. Warum man nicht auf die Idee verfallen ist, Menschen mit Rüsselnasen zu produciren, ist mir nicht bekannt. Wäre ich constitutioneller Herrscher in einem deutschen Staate, so würde ich den Ständen ein Gesetz octroyiren,

kraft dessen meine Soldaten nur langnasige Mädchen, und meine langnasigen Mädchen nur Soldaten heirathen dürften. Jährlich würde in jedem Bezirke meines Reiches eine Nasenschau gehalten; die besten Exemplare erhielten den Landesorden und würden zu Staatsämtern und Hofchargen herangezogen; die längste männliche Nase müßte die längste weibliche heirathen, und wenn dann ein ganzes Armeecorps kräftiger Bursche mit ellenlangen Nasen herangewachsen wäre, die sämmtlich den Orden pour la trompe und eine Unterstützung aus der Landescasse zur Anschaffung von Taschentüchern hätten, so wäre mir nicht bange, daß die Töchter kurznasiger Familien sich nicht mit meinen wackeren Burschen vermählen und allmälig die ganze Nation berüsseln würden. Hat es aber ein Herrscher erst so weit gebracht, daß die ganze Nation eine Nase hat, dann ist die Revolution unmöglich, blindes Vertrauen schlingt ihr liebendes Band um König und Vaterland und Alles geht nach Wunsche. Einige Staaten haben in richtiger Würdigung des Gleichheitsprincips einen reglementirten Nationalschnurrbart eingeführt, und würden hierdurch viel erreicht

haben, wenn sie es nicht vergessen hätten, eine Nationalhaarwuchspommade zu erfinden, um jedem Unterthan einen starken blonden, braunen, rothen oder schwarzen Schnurrbart — je nach den Landesfarben — auf die Oberlippe zu zaubern. Sie haben, wie leider so oft — auch in dieser wichtigen Angelegenheit mit unverantwortlichem Leichtsinne gehandelt. Wie kann von einem Nationalpreußen z. B. auch nur die Rede sein, wenn der eine Bruder einen gelben, der andere einen schwarzen, der dritte einen rothen Schnurrbart und der vierte gar keinen aufzuweisen hat? Stellen sich die drei Bärtigen neben einander, so schimmern die verpönten deutschen Farben, und kommt der Vierte mit seinem Milchgesichte, so hört jede Nationalität auf, was am Ende noch schlimmer als eine schwarz-roth-goldene ist. Ich glaube nicht an das Nationalpreußenthum, bis die ganze männliche Bevölkerung auf der linken Oberlippe einen weißen und auf der rechten Oberlippe einen schwarzen Schnurrbart trägt, und bis sich zwischen beiden ein ellenlanger Rüssel durchwindet, der als Hieb- und Stoßwaffe zu gebrauchen ist und das Commißgewehr ersetzen kann. Den Sol-

daten würde dadurch in der That der Militairdienst sehr erleichtert werden. Sie müßten ihr Gewehr allerdings p u t z e n, aber die Gewehrgriffe ließen sich ohne Beihülfe der Hände ausführen, die Patronen brauchten nur in den Mund genommen und durch einen kräftigen Athemstoß in die Nase geblasen zu werden. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, ein Grenadierbataillon mit „Rüssel hoch,“ „gefälltem Rüssel,“ „Rüssel auf Schulter“ und „Präsentirt den Rüssel“ exerciren und mit dem Rüssel nach der Scheibe schießen zu sehen!

„Welche neue Militairstrafen ließen sich da nicht einführen. Nehmen wir z. B. an, daß der Flügelmann beim Parademarsch statt rechts zu sehen, links geschielt hat. Der Mann muß bestraft werden; denn was würde aus Europa, wenn beim Militair die Subordination vor die Hunde ginge? — Aber wie soll er bestraft werden? Soll er für eine ganze Corporalschaft die Gewehre putzen? Das geht nicht, wenn die Corporalschaft nicht mehr ausstehen soll, als der Missethäter; denn wer würde sich wohl von einem Andern mit dem Putzstock in beide Läufe des Rüssels hineinfahren lassen? Niemand, sollte ich

denken! Soll der Mann Arrest haben? Ein Arrestant muß seine Waffen ablegen; wie kann aber der Flügelmann seinen Rüssel ablegen, und wie kann man es wagen, ihn mit geladenem Rüssel einzusperren? Ich habe über dieses Thema viel nachgedacht und bin zu dem Resultat gekommen, daß ein Rüsselsoldat nur bei Regenwetter bestraft werden kann."

„Bei Regenwetter?" fragte Herr Lorenz.

„Ja, bei Regenwetter. Man verurtheilt den Hochverräther je nach der Laune des Capitains und sonstigen Umständen zu ein-, zwei- oder dreistündigem „Rüsselhoch" im Regenwetter. Der Malefikant muß seinen Rüssel so halten, daß der Platzregen in seine Nasenlöcher hineinläuft, wie in eine Dachrinne, und wird für jeden Tropfen verantwortlich gemacht, der nebenher fließt. Wird er zum ersten Male bestraft, so kann es ihm erlaubt sein, den Mund aufzumachen, damit das Regenwasser abfließen kann; ist er ein verhärteter Bösewicht, oder dient er in Graudenz, so muß er Alles schlucken, was der Himmel ihm spendet; alle anderen Abzugskanäle müssen natürlich vorher

durch das Compagniesiegel hermetisch verschlossen werden."

„Nun, da sei Gott vor!" sagte Herr Lorenz, der seit einer Viertelstunde die Wirkung des Weins spürte: „Da sei Gott vor, Herr Güter."

„Ach was," antwortete Herr Güter, „die verfluchten Kerls müssen ihren Herrgott kennen lernen. Wer in des Königs Brod ist, muß Ordre pariren! Warum hat der Kerl links geschielt?"

„Es ist ihm vielleicht eine Mücke ins Auge geflogen, er hat einen Seitenstich bekommen, oder was weiß ich — aber er ist und bleibt ja doch ein Mensch, und wenn er zehnmal links statt rechts geschielt hat; und einem Menschen kann man doch nicht verwehren, Dinge zu thun —"

„Das wäre eine schöne Geschichte, wenn man den Soldaten erlauben wollte, im Dienst an dergleichen zu denken! Sie haben wohl nicht gedient, Vetter Lorenz?"

„Gott sei gedankt, nein! Ich dächte, ich hätte es in meiner Jugend sauer genug gehabt —"

„Nun, deswegen haben Sie auch kein Urtheil. — Aber wir sind ganz von unserm Thema ab-

gekommen. Wie gesagt, warum der Schöpfer uns den kleinen Henkel ins Gesicht gepflanzt, und warum er dem Elephanten einen so großen Vorzug vor uns gegeben hat, weiß ich nicht, und warum die Regierungen nicht mehr auf einen Nationalrüssel halten, vermag ich nicht zu erklären.

„Wie die Sachen nun einmal stehen, haben wir es mit den kleinen miserabeln Auswüchsen zu thun, die sich hauptsächlich durch ihr Geschlecht und dann durch die Art von einander unterscheiden, auf welche sie geschneuzt werden. Eine männliche Nase ist anders geformt, als eine weibliche; eine in Battist geschneuzte Nase ist anders gestaltet, als eine mit dem Rockärmel geputzte.

„Wir wollen zuvörderst zwei Classen aufstellen: die männlichen, und die weiblichen. Die männlichen zerfallen wieder in folgende Unterabtheilungen:

1) Römische Nasen,
2) Griechische Nasen,
3) Adlernasen,
4) Judennasen,
5) Stülpnasen,

6) a. Gurkennasen,
b. Kartoffelnasen,
7) Thürklopfernasen,
8) Kupferbergwerknasen,
9) Giebelnasen,
10) Eskimonasen, und endlich
11) Negernasen.

Die weiblichen dagegen haben nur folgende Unterabtheilungen, und zwar:

1) Römische Nasen,
2) Griechische Nasen,
3) Stumpfnäschen,
4) Spitznäschen, und
5) Lästernäschen.

„Können Sie, meine Freunde, sich nun vorstellen, daß diese verschiedenen Nasen auf den Charakter ihrer Besitzer einen großen Einfluß haben, und mit ihren Namen in enger Verbindung stehen? Verfolgen wir einmal die Sache bis auf den Grund, und gehen wir in eine Familie, welche durch ihre Nase großes Aufsehen in der Welt gemacht hat, ich meine in die des Corsen Napoleon.

„Als Frau Bonaparte fühlte, daß sie gesegneten

Leibes sei, und ihrem Gemahl das süße Geheimniß erröthend mittheilte, kratzte er sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, hinter den Ohren und antwortete: „Es wird ein Junge werden, Frau! Wie wollen wir ihn nennen? Fritz, Emil, Habakuk, Malachai?“

„Um's Himmels Willen! Nein! bester Mann, was sind das für Namen? Einen schönen Namen muß er haben, einen recht vollklingenden, denn wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird er ein kräftiger, lebhafter Junge werden!“

„So nenne ihn Cäsar, Victor oder Napoleon,“ sagte der Vater.

„Napoleon! Ja, Napoleon wollen wir ihn nennen — aber wenn es ein Mädchen wird? —“

„Es wird aber ein Junge. Napoleon soll er heißen, und nun laß mich in Ruhe, liebes Weib.“

„Madame Bonaparte ging in ihr Kämmerlein, setzte sich auf das Canapee und nannte ihren noch ungeborenen Sohn beim Namen; sie sah im Geiste, wie er mit einer schönen römischen Nase im Zimmer umherkriechen und sich an ihrem Kleide aufrichten würde, und da sie eine Frau

von starker Einbildungskraft war, wirkte das Bild ihrer Phantasie auf ihre Nerven; das Nervensystem übte seinen Einfluß auf das Blut; das Blut strömte dem kleinen Kaiser zu, drängte sich ihm in die Nase — und fertig war sie. Glaubt einer von Ihnen, meine Freunde, daß Napoleon Kaiser von Frankreich geworden wäre, wenn er nicht Napoleon, sondern Habakuk geheißen und eine Judennase gehabt hätte? Ich sage Ihnen, daß er ruhig auf seiner Insel Feigen und Apfelsinen verkauft und sich um die ganze französische Revolution wenig gekümmert haben würde, wenn man ihn Sören oder Niels genannt hätte! Können Sie sich einen großen Mann vorstellen, der Sören oder Niels heißt? Können Sie sich einen Menschen denken, der Napoleon Nielsen heißt?

„Ich behaupte demnach, daß die Nase des ungeborenen Kindes sich erst dann formulirt, erst dann eine Charakternase wird, wenn Vater und Mutter sich über den Namen geeinigt haben, den sie dem werdenden Weltbürger geben wollen. Die afrikanischen Neger haben gar keine Namen, und deswegen haben sie auch keine Nasen; die Juden nennen ihre Kinder Hirsch, Wolf, Bär, und dies

ist der Grund, warum wir bei den Israeliten einen so unverhältnißmäßig großen und häßlichen Riecher antreffen. Eine Nation, die einen Nationalnamen hat, hat auch eine Nationalnase aufzuweisen; so haben in einigen Districten Preußens alle Friedrich-Wilhelms eine kurze, flache, unten breit gedrückte Nase mit leichtem Anflug von braunrother Schattirung an der Spitze; in Dänemark haben die Sören und Niels eine kurze, ausdruckslose Fischnase, die man nicht ansehen kann, ohne sich einzubilden, daß sie nach dem Modell eines Holzschuhes fabricirt worden ist; die Russen, Polen, Franzosen und Italiener haben alle Nationalnamen und Nationalnasen. Nur in Deutschland fehlen beides, Namen und Nasen. Es ist nichts leichter, als einen Siegmaringer von einem Teltower, einen Cölner von einem Crefelder an der Nase zu unterscheiden, und deswegen ist es ein großer Unverstand, wenn man an eine Einheit des deutschen Volkes, oder richtiger gesagt, der deutschen Völker glaubt! Begegnen sich zwei Franzosen am Kap der guten Hoffnung oder in der Baffinsbay, so fragen sie nicht erst: „Was bist Du für ein Landsmann?“ — sondern sie

reichen sich die Hände und rufen vive la France! Treffen sich aber zwei Deutsche, so denkt jeder „wo mag der Kerl wohl her sein?“ Endlich stimmt der eine aus Langeweile das Preußenlied und der andere das Anhalt-Cöthener Lied an; Einer spuckt vor dem Anderen aus und denkt: „Was der Mensch für eine merkwürdige Nase hat!“

„Laßt Euch auf einen Namen taufen und schafft Euch eine Nase an, Landsleute, wenn Ihr einig werden wollt; eine gerade, feste, harte Nase, damit Ihr sie steif halten könnt; eine Nase mit guten Riechnerven, damit Ihr merkt, wo der Hund begraben liegt; eine Nase mit Haaren darunter, damit Ihr wie Männer aussehet. Versucht es, Ihr deutschen Mütter! Tauft alle Eure Söhne Hermann; erzählt ihnen, schon vor ihrer Geburt und nachher, wenn sie in der Wiege liegen oder an Eurer Brust ruhen, wer Hermann war und was er gethan hat; sagt ihnen, daß sie dem alten Großvater ähnlich werden sollen — und ich will Burk heißen, wenn nach zwanzig Jahren in der Baffinsbay oder am Kap der guten Hoffnung ein Deutscher

vor dem anderen ausspuckt, weil jeder sein eigenes Nationallied singt.

„Nach dem bisher Gesagten, meine Freunde, unterliegt es keinem Zweifel, daß die Nase ihre Form dem Namen verdankt, den die Eltern dem Kinde vor der Geburt gegeben haben. Der kleine Schelm lauscht im Mutterleibe den Schmeichelworten, mit denen die Glückliche ihn ermahnt, ruhig zu sein oder bald zu kommen, und richtet entweder die Nase stolz empor, oder läßt sie traurig hängen, je nachdem der Name ein schöner oder ein häßlicher ist. Auf diese Weise entstehen die beiden Antipoden, die Stülpnase und die Gurkennase. Je häßlicher der Name, desto mehr Stülp-, je hübscher der Name, desto mehr Gurkennase.

„Dieser Moment ist wichtig, meine Freunde; wichtiger als Sie glauben mögen. Hat ein Mensch eine hübsche Nase, so wird er von Jedem, der Sinn für Schönheit hat, freundlich angesehen, und dies bewirkt wieder, daß er einen guten, leutseligen Charakter bekommt; hat er dagegen eine häßliche Nase, so wendet sich Jeder von ihm ab; er wird zurückgestoßen und dadurch im innersten Herzen

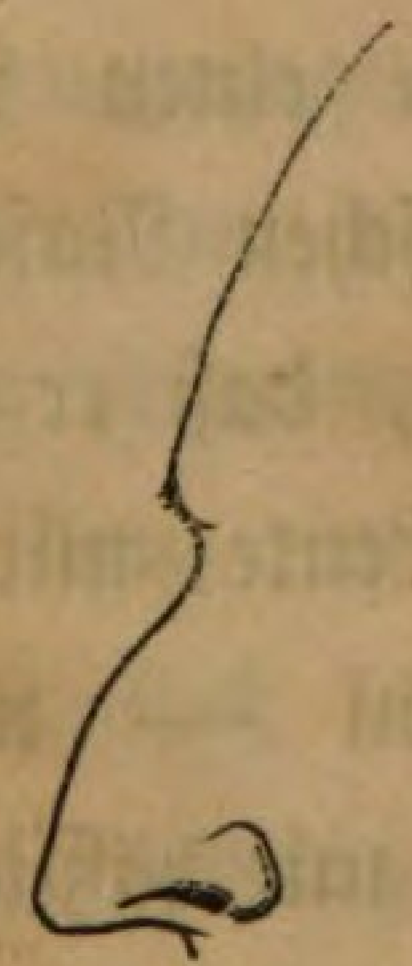
schlecht und verdorben. Sehen Sie sich einen Vollblut-Juden an. Ist es möglich, dem Menschen liebevoll ins Gesicht zu sehen? Könnten Sie, meine Freunde, eine Judennase küssen? Nein! Sie könnten es nicht. Der Jude macht Ihnen einen unangenehmen Eindruck; er merkt Ihnen Ihren Widerwillen an, wird wüthend und revangirt sich, indem er funfzig Procent von Ihnen fordert, wenn Sie Geld von ihm leihen wollen. Warum haben aber die Juden so unförmliche Nasen? Weil Moses eine dicke, blauroth angelaufene Nase hatte, und weil sie ihre Kinder Moses taufen oder ihnen wenigstens viel von Moses erzählen.

„Wir könnten weiter argumentiren, daß die Charaktere und Fähigkeiten des Menschen durch seine Nase bedingt sind, und daß es ganz falsch ist, wenn wir die Talente, Anlagen, Gaben und Handlungen eines Menschen rühmen und preisen, da wir eigentlich nur nöthig haben, die Form seiner Nase zu bezeichnen, um den Grad unserer Verehrung oder Verachtung auszusprechen.

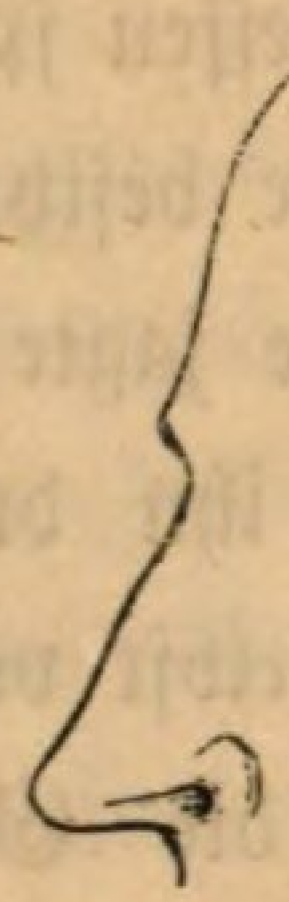
„Es genügt vollkommen, wenn wir von Napoleon sagen: „er hatte eine römische Adlernase,“

oder wenn wir vom Neffen sprechen und erwähnen, daß er eine Gurkennase besitzt. Hiermit ist Alles gesagt. Die Adlernase jagte den Papst weg und die Gurkennase schützt ihn durch ihre Bajonette; die Adlernase wurde selbst von ihren erbittertsten Feinden bewundert, die Gurkennase wird im Kladderadatsch lächerlich gemacht.

„Sie sind jetzt gehörig vorbereitet, meine Freunde, um meinem Vortrage weiter folgen zu können und die Charakteristik der verschiedenen Unterabtheilungen der männlichen und der weiblichen Nasen zu verstehen.



„Ueber die römischen Nasen habe ich genug gesagt. Napoleon hatte eine römische Nase, und was diese Nase Alles angerichtet hat, das dürfte Ihnen bekannt sein.



„Die griechische Nase, meine Freunde, kennzeichnet Menschen, welche weniger zum Handeln, als zum Denken geschaffen sind. Homer hatte eine griechische Nase; ebenso Aristoteles und Sophokles. König Otto hatte eine bairische Nase, und deswegen taugte er nicht zum Könige der Griechen. Wo Sie einen Menschen mit einer ausgesprochen griechischen Nase sehen, dürfen Sie sicher darauf rechnen, daß er nicht Otto, sondern Alexander heißt. Leute mit griechischen Nasen sind gewöhnlich schön — und weil körperliche Schönheit leider oft mit häßlicher Eitelkeit gepaart ist — auch meistens sehr von sich selbst eingenommen.

„Die Adlernasen heißen in den meisten Fällen Joseph, Otto, Karl, und gehören energischen Männern an, die das Herz auf dem

rechten Flecke haben, dabei aber heftig und cholerisch sind.



„Die Judennase, meine Freunde, ist Ihnen bekannt. Sie ist ausdrucksvoll, alttestamentarisch, thront über einem langgezogenen Munde und verunstaltet einen Körper, der häufig von Plattfüßen getragen wird. Eine Judennase und gerade Fußenkel waren noch selten in einem Individuum gepaart. Welchen Einfluß sie auf den Charakter und die bürgerliche Stellung ihrer Besitzer hat, ist hinreichend bekannt, und ich behaupte, daß eine Emancipation der Juden erst dann möglich ist, wenn sie sich Alle Stülpnasen und entsprechende Namen beigelegt haben werden.



„Die Stülpnase, die fünfte in der Reihe, ist eine weit verbreitete, leider zu sehr cultivirte Nase, die gewöhnlich mit Dummheit und Arroganz gepaart ist. Stellen Sie sich eine Nase vor, meine Freunde, in deren Nüstern man hineinsehen kann wie in einen Operngucker. Gehört nicht eine unglaubliche Arroganz dazu, mit einer solchen Nase umherzugehen, einem Mädchen einen Heirathsantrag zu machen oder ein bürgerliches Gewerbe zu treiben? Die Stülpnase thut, als wenn alle Wohlgerüche der Erde nur für sie da wären, ihre Flügel zittern, wenn der Mund lacht, und sie zieht einen Rockärmel dem Taschentuch vor. Stülpnasen heißen niemals Carl, Hermann oder Mahommed, sondern Jens, Ole, Niels, Philipp und Emmerich.



„Auf die Stülpnase folgt die Gurkennase mit ihrer Unterabtheilung, der Kartoffelnase. Die Gurkennase, meine Freunde, ist in ihrer Jugend gewöhnlich eine charakterlose Nase; es giebt keinen Säugling, der eine Gurkennase aufzuweisen hätte. Napoleon, der Neffe, ist der Repräsentant der Gurkennasen; er hat diese Zierde gemein mit den Wucherern, mit alten pensionirten Bürgermeistern und pommerschen Landedelleuten, die in ihrer Jugend beim Garde du Corps-Regiment dienten und später viel Rothwein tranken. Eine deutsche Gurkennase heißt Uffo, Harald oder Theobald.



„Die eng mit ihr verwandte Kartoffelnase ist eigentlich weiblichen Geschlechts und kommt nur selten bei Männern vor, die dann aber gewöhnlich bartlos sind und einen weibischen Charakter und natürlich auch einen Namen besitzen, der durch eine kleine Abänderung in einen Frauennamen umgeändert werden kann, wie z. B. Louis, Alwin und Ernst. Eine Kartoffelnase hört auch auf den Ruf Louise, Alwine und Ernestine.





„Die Thürklopfernase ist eigentlich eng mit der folgenden, der Kupferbergwerknase verwandt. Ich kenne Familien, in denen die Töchter einen Thürklopfer, die Söhne eine Berg=

werksnase haben. Die Thürklopfernase ist lang, oben mager, unten dick und fleischig, hat den Stockschnupfen und niest krampfhaft; sie wird roth, so wie sie in die kalte Luft kommt, und ist oft der Sitz schmerzhafter Balggeschwüre oder Finnen. Die Besitzer dieser Nasen sehen immer verwundert aus und können es, trotz der täglichen Erfahrung, nicht begreifen, daß ihre Nase immer zuerst in die Theetasse kommt. Sonst pflegen es harmlose, friedliche Menschen zu sein, die sich um nichts in der Welt, als um ihre Nasen bekümmern. Wird aber die Thürklopfernase durch starken Weingenuß in ihrer Entwickelung unterstützt, so bildet sich jene, mit Warzen und Auswüchsen besäete braunblaue Nase aus, die man nicht ansehen kann, ohne an ein Kupferbergwerk zu denken; sie nimmt, namentlich in den unteren Partieen, an Umfang zu, vermählt sich oft mit der Lippe und bedarf wiederholter Reinigung.

„Eine Thürklopfernase heißt übrigens August und Emil oder Auguste und Emilie, während die Kupferbergwerknasen meistens Rudolph und Max heißen. Ich habe nur einmal eine Kupferbergwerknase gekannt, die stark mit Malachit belegt

war und Leopold hieß; der Besitzer war aber ein Jütländer und hatte in seinem thatenreichen Leben so viele Wachholderschnäpse auf die Gesundheit des Königs von Scandinavien getrunken, daß die Nase mir „forcirt“ vorkam, weshalb sie auch nur als Ausnahme von der Regel genannt werden darf.



„Wir gehen jetzt über zu den Giebelnasen, jenen windschiefen Vorsprüngen, die an dem eigenthümlichen Fehler leiden, daß ihre Haut zu kurz ist, weswegen die Knorpel des Nasenbeins weißlich durchschimmern. Diese Nasen sind eigentlich Reformnasen, d. h. aus anderen Nasen hervorgegangen, und durch einen heftigen Stoß oder Fall nach links oder rechts gebogen. Eine Giebelnase ist ursprünglich Gurken=, Kartoffel= oder Adler=

nase gewesen und kann somit Louis, Alwin, Ernst, Jens oder Uffo heißen und einen sehr dummen oder sehr gescheidten Herrn haben. Da sie keine eigentliche Charakternase ist, wollen wir uns von ihr abwenden und übergehen zur



Eskimonase. Diese Species ist dem hohen Norden eigenthümlich und gedeiht namentlich in Gegenden, in denen der Seehund einheimisch ist, also in Island, Grönland und Dänemark. Der stete Verkehr mit Seehunden und Wallrobben, die beständige Ermahnung des Vaters an den Sohn, den Seehund und die Wallrobben mit der Keule auf die Nase, und nicht auf den Kopf zu schlagen, hat ihren Einfluß auf die ganze menschliche Bevölkerung gehabt und eine Nationalnase producirt, die wir die Eskimo- oder Seehundsnase nennen müssen. Die Nase ist kurz, tritt fast gar nicht aus dem Gesicht hervor, hat kleine

Nüstern und kleine Luftlöcher; man sieht ihr an, daß sie den Geruch von Fischen jedem andern vorzieht und daß sie einen kräftigen Hieb mit einem eisenbeschlagenen Knüppel nicht zu ertragen vermag. Ihr Besitzer ist, wie der Seehund, bissig, falsch, eitel und aufgeblasen und heißt, mit geringen Ausnahmen, Niels, Sören oder Jens; weibliche Eskimonasen heißen Karen und Oellegaard.

„Wir kommen jetzt zu der letzten männlichen Nase, zu der



Negernase, die sich besonders dadurch vor allen anderen Nasen auszeichnet, daß sie eigentlich gar keine Nase ist, sondern nur aus einem Fleischklumpen mit zwei weiten Kanälen besteht. Wie ich bereits oben bemerkt habe, fehlt es den Negern Afrika's an Namen; sie heißen alle Sambo und

die Frauen heißen Samba. Da dies offenbar kein Name ist, und da das eigenthümliche Phänomen besteht, daß der ungeborene und neugeborene Neger schneeweiß ist und erst nach und nach aus Abscheu vor der fehlenden Nase seiner Eltern schwarz wird, so dürfen wir uns über die mangelhafte Nasenbildung der afrikanischen Völker nicht wundern, müssen in ihr im Gegentheil eine Bestätigung der eben aufgestellten Behauptung erkennen, daß Nasen und Namen aus einander folgen, wie das Küken aus dem Ei.

„Wenden wir uns nun von den männlichen Nasen zu den weiblichen, so tritt uns gleich der auffallende Umstand entgegen, daß ihre Unterabtheilungen kaum halb so zahlreich sind, wie die der männlichen Nasen, und daß das weibliche Geschlecht nur zwei Arten von Nasen, dagegen drei Arten von Näschen hat. Da das weibliche Geschlecht in jeder Beziehung vollkommener gebaut ist, als das männliche — (Frauen haben z. B. eine ganze Rippe mehr und eine geläufigere Zunge, als wir Männer) — so würde die geringe Variation ihrer Nasen geradezu unerklärlich sein, wenn wir nicht wieder auf den Lehrsatz zurück-

fielen, daß der Name die Gestalt der Nase bedingt. Napoleons Mutter war nicht die einzige Frau, die ihren Mann mit einer Nachricht überraschte, die ihn zu dem Ausrufe hinriß: „Schon wieder!“ und Napoleons Vater war nicht der einzige Mann, der seiner Gattin antwortete: „Es wird ein Knabe werden.“ Ich kenne eine Familie, die ihren Namen von dem Ausspruch eines wendischen Heiden herleitet, der laut antediluvianischen Nachrichten gegen Carl den Großen kämpfte und vor einer Schlacht seinen Kriegern erzählte, daß sein Weib gerade im Begriff sei, ihnen einen Stammherrn und Majoratserben zu schenken. „Bude sin“ — „E s w i r d e i n S o h n,“ sagte der alte Heide, und vor Freuden schlugen die Wenden Carls des Großen Truppen da, wo jetzt die Stadt Baudissin steht.

„Der Vater sagt unter 100 Malen 99 Male Bude sin — und wenn es dann trotz dieser Prophezeihung eine Tochter wird, dann ist das Unglück geschehen — die Nase hat sich nicht richtig entwickeln können und wird höchstens ein Näschen. Oder glauben Sie, Herr Lorenz, oder Sie, mein lieber Milchner, daß die Nase eines Mädchens in

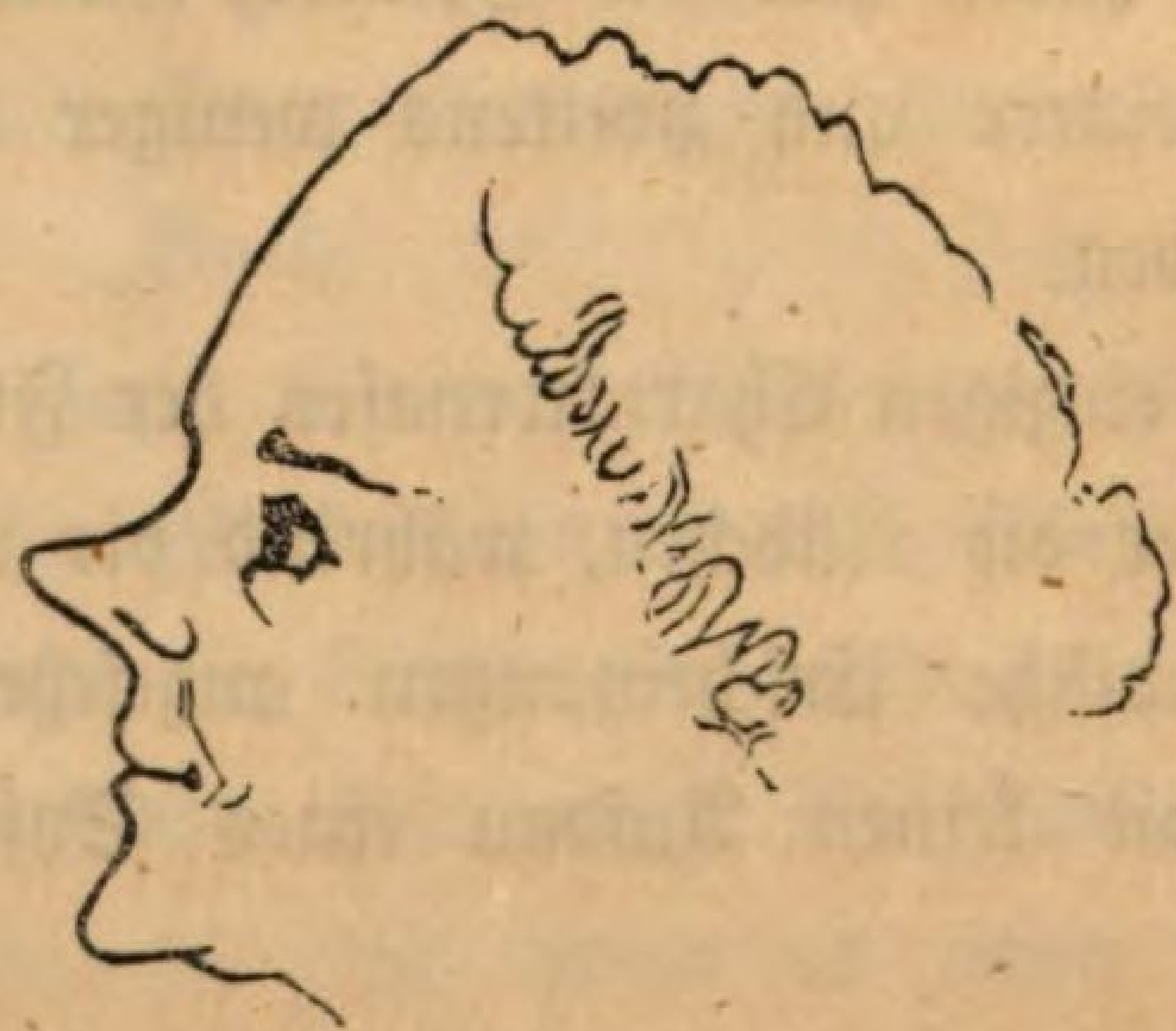
voller Kraft und Fülle gedeihen kann, wenn die Mutter auf dem Canapee in der Schlafstube sitzt und leise vor sich hinmurmelt: „Heute in drei Monaten, lieber Philipp, lieber Tobias, lieber Sören, wirst Du viel Unruhe im Hause machen, und ach, Deine arme Mutter tief schmerzen!“ Kann ein Mädchen, wenn es sich so angeredet hört, die Nase froh empor heben? Muß es nicht erschrocken die Nase einziehen? Und was ist die Folge des Einziehens? — Verkleinerung, Verkümmerung und Reducirung auf ein Minimum.

„Wir haben hier die Gründe, warum Frauen erstens kleinere und zweitens weniger Arten von Nasen haben.

„Die einzigen Charakternasen der Frauen sind aber wieder die Näschen, während die Nasen nur als sporadische Erscheinungen angesehen werden können, die keinen Aufbau eines Systemes zulassen.

„Eine römische Nase heißt funfzigmal unter hundert Isabella, und die übrigen funfzig Mal Josephine und Maria Theresia. Frauen mit römischen Nasen sind großherzig, edel, stolz, fromm und tugendhaft — daher selten.

„Die griechische Nase wird bei Frauen fast gänzlich vermißt — außer bei den griechischen, wo sie als Nationalnase eingeführt ist. Frauen mit griechischen Nasen heißen Helene, Thekla, Clotilde und Emma; sie sind witzig, musikalisch, eitel und führen ein arges Pantoffelregiment. Dies Phänomen erklärt sich daher, daß sie sich alle für Schwestern der drei Grazien halten und in ihren Gatten einen Paris sehen, der nichts anderes zu thun hat, als ihnen den Apfel darzureichen.



„Die drei anderen Unterabtheilungen, Stumpfnäschen, Spitznäschen und Lästernäschen, sind so bekannt, daß es überflüssig sein dürfte, ein Wort über ihre Gestalt zu verlieren. Es sind



verunglückte Formen, die sich in das sonst so regelmäßige Gesicht hineingepflanzt haben, und mit kecker Unverschämtheit ihren reizenden Sitz behaupten. Was gäbe nicht ein Lottchen darum, wenn sie ihr Stumpfnäschen um einen halben Zoll länger machen könnte! Wie glücklich wäre Claudine, wenn das Spitznäschen etwas voller und nicht immer so unausstehlich roth wäre, und was gäben wir Männer nicht darum, wenn wir die Lästernäschen der Emilien, Philippinen, Agnes', Emerentia's und Veronica's in eine Gurken- oder Kartoffelnase verwandeln könnten!

„Darum, Herr Lorenz und Herr Milchner, glauben Sie nur nicht immer, daß es ein Sohn wird und gewöhnen Sie Ihre Frauen daran, abwechselnd einen Jungen- und einen Mädchen-

namen zu nennen. Befolgen Ihre Frauen meinen Wink, so bürge ich mit meinem Kopfe dafür, daß Sie an Ihren Töchtern Freude erleben werden. Amen!" —

Vierundzwanzigstes Capitel.

Sie sind schon oft im Theater gewesen, Madame! aber sind Sie auch mit vollem Bewußtsein ins Theater gegangen? Wir fragen nicht, ob Sie — —, sondern ob Sie sich bewußt gewesen sind, was Sie und hundert andere Burks gethan haben von dem Augenblicke an, wo Sie Toilette gemacht, bis zu dem Moment, wo der Vorhang in die Höhe ging? Wir wollen Ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen, Madame!

Ihr glücklicher Gatte hat den Auftrag erhalten, Billets zu kaufen, aber bessere, als das vorige Mal, wo Sie hinter eine Säule zu sitzen kamen und weder sehen noch gesehen werden konnten. Sie wollen vorn sitzen, Madame, und für Ihren Thaler den besten Platz haben; was aus

Ihren Nebenburks wird, geht Sie nichts an. Sie wollen endlich einmal den besten Platz haben und nicht immer so lächerlich weit zurücksitzen, als ob Sie sich Ihrer Garderobe zu schämen brauchten! Sie haben Sammet und Seide, Spitzen und goldene Ketten, Reifröcke und einen neumodischen Hut, Battisttaschentücher und einen eleganten Operngucker! Und warum haben Sie das Alles, Madame? Weil die andern Burks es auch haben, weil es ein öffentlicher Scandal wäre und den Credit Ihres Mannes ruiniren müßte, wenn Sie das Alles nicht hätten. Da Sie das Alles aber haben, so wäre es geradezu Thorheit, wenn nicht noch Schlimmeres, wenn Sie den Leuten nicht zeigen wollten, was Sie Alles an sich tragen; und da das Theater der geeignetste Ort ist (nach der Kirche, Madame!), um sich sehen zu lassen, so müssen Sie den besten Platz am geeignetsten Orte einnehmen. Das versteht sich; Sie haben vollkommen recht, Madame!

Ihr glücklicher Eheherr hat also für Sie den besten Platz und für Ihre Nebenbuhlerin den zweitbesten Platz belegt. Sie werden heute Abend neben ihr sitzen und ihre Eleganz bewundern, ohne

zu ahnen, wer die artige Dame ist, die immer in sich hinein lächelt. Wüßte Madame Burk, was ich weiß — dann —; weil Sie aber nicht wissen, was Ihre Nebenbuhlerin weiß, Madame, so unterhalten Sie sich in den Zwischenacten nur mit ihr und reichen ihr den Operngucker, damit sie Ihren Ehegatten desto deutlicher erkennen kann, der hinten im Parterre steht und seinen Spaß an Ihnen Beiden hat!

Das Billet ist gekauft und liegt auf Ihrem Toilettentisch. Sie sitzen davor und lassen sich frisiren und anziehen. Sie wollen sich ja im Theater amüsiren, wollen Marie Stuart oder Egmont sehen, wollen eine vollendete Künstlerin oder einen unübertrefflichen Schauspieler bewundern, der die schönste Dichtung eines deutschen Poeten mit unvergleichlichem Talent declamirt! Sie wollen eine Oper von Mozart oder Meyerbeer hören, wollen durch die classische Musik begeistert, veredelt werden — und wie könnten Sie wohl Schillers Sprache oder Mozarts Musik verstehen, wenn Sie nicht volle Toilette gemacht hätten? Wäre es Mode, in Sackleinen das Theater zu besuchen, so würden Sie in Sackleinen ins Theater gehen; es ist aber Mode, im Feder=

hut zu erscheinen, damit Niemand über Sie wegsehen kann — und da Sie allein gegen die Mode nicht ankämpfen können, putzen Sie sich, als wenn Sie auf die Londoner Ausstellung geschickt werden sollten.

Endlich ist die Toilette fertig. Wir sagen endlich, denn wir haben während der zwei langen Stunden, die Sie so nützlich zugebracht, mit Ihren Kindern gespielt und dem jüngsten, einem allerliebsten Knaben von drei Jahren, ein Loch im Strumpfe gestopft, weil uns nichts schrecklicher ist, als wenn

„Die Fersen und die Zehen
Hinaus ins nackte Leben sehen."

Sie haben reizende, blühende Kinder, Madame! Wären Sie unsere Gattin, so würden wir Sie höflichst ersuchen, die achtjährige Philippine nicht so decolettirt herumlaufen zu lassen, weil das Kind sonst an der Schwindsucht sterben wird, und Emils Strümpfe zu stopfen, die einer gründlichen Reparatur zu bedürfen scheinen. Sie wissen ohne Zweifel, daß der Dichter Friedrich Schiller, für den Sie sich beim Schillerfeste so außerordentlich begeisterten, irgendwo sagt:

„Ehret die Frauen. —
Sie flechten und weben —“

Ist aber das Stopfen eines Strumpfes nicht ein Flechten und Weben?

Oder hätten wir uns geirrt? Schwärmen Sie nur deswegen für Deutschlands größten Dichter, weil er wünschte, daß sie ewig grünen bliebe? Sie mußten in dem Fache doch Erfahrung haben, Madame, und schon längst zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß die Liebe Ihres Gatten ewig grünen bleibt! Oder ist Ihnen das Theaterbillet, sind Ihnen seine vielen schweren Seufzer nicht ein sprechender Beweis seiner Liebe? Sagt er nicht zu Allem ja, zu Bällen, Concerten, Crinolinen, Sammetschleppen, Badereisen, musikalischen Thee's? Sehen Sie ihn nicht oft auf den Knieen liegen und inbrünstig beten? Sagt er Ihnen nicht oft: „Noch ein Jahr in dieser Weise fortgelebt und ich bin ruinirt!“ Warum betet er, warum sagt er zu Allem Ja? — Aus Liebe, aus reiner grüner Liebe, Madame! Warum fürchtet er, in einem Jahre ruinirt zu sein? Weil er den Alles verzehrenden Brand in seinem Herzen nicht ertragen kann! Ihre Blicke entzünden ein

Feuer in seinem Innern, vor dem Alles in Rauch und Flammen aufgeht. Aus Liebe zu Ihnen hat er schon ein Familienbegräbniß gekauft und Ihren Grabstein bestellt; er kann es nicht erwarten, Ihnen noch im Tode seine Liebe zu beweisen — und Sie zweifeln, daß sie ewig grünen bleibt? Madame, Sie verlangen zu viel! —

Doch nein, Sie sind die Entsagung selbst! Sie wohnen in der zweiten Etage, während andere Frauen in der ersten wohnen; Sie sparen, wo Sie können, leben im Sommer nicht in einem Landhause, reisen nicht nach Paris und leben ganz für Ihre Familie! O, mein Gott, ja! Sie sind ein Engel, Madame!

Aber die Toilette ist fertig, Sie schreiten in das Wohnzimmer und appliciren Emil eine Ohrfeige, weil er mit seinen Butterbrodhänden gegen Sie anläuft und ausruft: „Ach, Mama, sollen wir schon wieder allein sein?“ ermahnen Philippine, ja recht auf die Mädchen zu achten, daß sie nicht zu viel Zucker zum Thee nehmen, und sehen mit Schrecken, daß die Uhr schon sechs vorbei ist und noch keine Droschke da! Noch keine Droschke! Die Köchin hat schon vor zwei Stunden einem

Fuhrmann Bescheid gesagt, aber die Welt wird immer schlechter und wozu die Polizei da ist, wenn sie nicht einmal die Droschkenkutscher in Ordnung halten kann, das möchten Sie wissen? Ja wohl! Es ist ein Scandal. Wie sich so ein Mensch auch nur unterstehen mag, eine Dame warten zu lassen! Aber da kommt er schon! Sie haben das Knallen der Peitsche nicht gehört, weil Sie selbst ein wenig laut sprachen und weil Emil weinte. Kinder weinen leicht, Madame, und die Nerven einer Mutter können viel aushalten. —

Sie steigen ein, Madame. Welch ein Anblick! Könnten Sie sich nur selbst in eine Droschke einsteigen sehen? Wie entzückt Sie sein würden. Was sind die Productionen einer Tänzerin gegen die Ihrigen, Madame? Erst heben Sie das Sammetkleid auf, kneifen dabei die Crinoline in eine eirunde Form — die sich sehr elegant ausnimmt, Madame — heben den rechten Fuß und treten, statt auf den Kutschtritt, auf eine Sprosse Ihrer Leiter, das heißt auf einen Stahlreifen in Ihrem Wüstenzelt. Sie sind dem Fallen nahe, heben höher auf, vergessen aber, was über der Crinoline ist, und gerathen damit in Collision.

Mit dem rechten Fuße geht es nicht; nehmen Sie den linken, Madame. Sehen Sie, daß wir Recht hatten! Mit dem linken geht es. Sie stehen auf dem Wagentritt, beugen den Oberkörper in den Wagen, die Köchin faßt Schleppe und Zubehör in die Rechte und schiebt leise mit der Linken nach! Endlich sind Sie im Wagen. Sie sitzen. Wie Sie sitzen, mag der liebe Gott wissen — aber jedenfalls weiblich — anmuthig — reizend! Eben so ästhetisch, wie Ihr Einsteigen, ist Ihr Sitz. Wie konnten Sie nur an der ewigen Liebe zweifeln? Es war nur Ihr Scherz, Madame, nicht wahr?

Die Droschke hält vor dem Theater. Wie kommen Sie aber heraus? Die Köchin ist nicht da, der Kutscher muß helfen; eine Menge junger Männer stehen an der Casse und beobachten Sie! — Madame, wir wollen nicht so ungalant sein, Ihren Austritt aus dem Wagen zu schildern. Es ist ja nicht Ihre Schuld, Madame! Es ist Schuld der Crinoline, und nur ein thörichter, einfältiger Mensch kann zu seiner Frau, Schwester und Geliebten sagen: „Infantin, laß das Ding mir weg, es kostet mir nur Thränen.“

Sie sind glücklich aus der Arche Noäh heraus, Madame, und treten in den Musentempel hinein! Ein Theaterdiener, dem jeden Winter Hände und Füße erfrieren und der im Frühjahre erst wieder aufthaut, steht vor der kleinen grünen Thür, besieht Ihr Billet und sagt mit halblauter Stimme: „Bitte, rechts zu gehen!“ Versuchen Sie es, Madame, statt rechts, links zu gehen! Es ist zwar nicht Mode, aber einmal in Ihrem schönen Leben könnten Sie doch etwas thun, was nicht Mode ist. Gehen Sie links, Madame. Warum? Um den Schrecken zu beobachten, der den Theaterdiener wie ein elektrischer Funke durchzuckt. Ueber nichts würde sich der brave Mann wundern, nicht über den Einsturz der Nicolaikirche, die Ernennung des Königs von Dänemark zum deutschen Kaiser oder Hamburgs zur dänischen Hauptstadt; Donner und Blitz, Sturm und Erdbeben machen auf den Mann keinen Eindruck; gehen Sie aber links, so fährt ein stechender Schmerz durch seine Frostbeulen, er duckt sich erschrocken zusammen, fletscht die Zähne, greift mit der einen Hand nach der Perrücke und zeigt mit der andern nach rechts.

Was Sie das angeht, Madame? — — —

Nun, eigentlich nichts, aber es ist doch interessant, die Burks in allen Schichten der Gesellschaft zu sehen!

Burks? Burks sagen Sie?

O, himmlische Gerechtigkeit! Wir vergessen ganz — bitte, Madame Burk, treten Sie näher und nehmen Sie Ihren Platz ein! Wie man auch so vergessen sein kann!

Ihr Sitz ist in der Mitte, Madame. Drei dicke Engländer, die wie Menagerie-Elephanten aussehen, haben bereits Platz genommen. Wie Sie bei ihnen vorbeikommen wollen, ist ein mathematisches Räthsel. Der Gang zwischen den Stühlen ist drei Fuß breit; Ihre Crinoline mißt acht Fuß im Durchmesser, die Engländer haben eine Peripherie von sechs Schuh — aber es wird schon gehen, Sie wissen schon wie, Madame!

Haben wir es nicht gesagt? Sie sitzen! Sie stehen freilich dreimal wieder auf, um sich besser, bequemer hinzusetzen, denn Ihre Crinoline ist gebrochen, die Faßreifen stehen kerzengerade in die Höhe und drohen dem Engländer ein Auge auszubohren, wenn er sein Haupt auf die Hände sinken läßt, die den Knopf seines spanischen Rohrs

umfaßt haben; wenn Sie auf dem anderen Ende des Faßreifens sitzen, so bedauern wir — es ist aber Mode, Madame Burk, und wenn es auch ein Bischen wehe thut — es ist ja Mode!

Endlich sitzen Sie! Sie sind bezaubernd, Madame! Sehen Sie, wie die Lorgnetten und Operngucker der Logen auf Sie gerichtet werden? Sie sind ein Planet, Madame, der von dem Observatorium genau betrachtet und in seiner Stellung zur Venus und Cupido, respective Banco berechnet wird. Man beobachtet, ob Sie einen oder zwei Monde in Ihrem Gefolge haben, ob ein Komet Sie durch seinen Schweif beunruhigt; man berechnet Ihre specifische Schwere, Ihr Licht, die Dichtigkeit Ihrer Atmosphäre, sucht nach feuerspeienden Bergen, forscht nach, ob Sie das Sternbild der Zwillinge berühren, mit dem Wassermann Rendezvous halten u. s. w. Alle Astronomen kommen endlich zu der Ueberzeugung, daß Sie kein neuer Planet sind, sondern schon mehrere Revolutionen und Sündfluthen durchgemacht haben und daß Ihnen kein Mond als Satellit durch die Himmelsräume folgt; einige wollen sogar berechnen, daß Sie im Stadium des abnehmenden Lichtes

stehen und daß Sie ehestens total verfinstert werden.

Lassen Sie sich aber nicht irre machen, Madame. Neben Ihnen sitzt Ihre Nebenbuhlerin, und so lange Sie das süße Geheimniß Ihres Gatten nicht errathen, wird Ihr Himmel ungetrübt bleiben. —

Richten Sie jetzt Ihr schönes Auge auf den Vorhang und auf die Capelle. Der Vorhang hat ein Loch, und wissen Sie, wer durch das Loch durchschielt? Es ist der Held des Drama's, sagen wir Egmont, der Sie heute Abend entzücken, Ihrem Herzen eine Thräne rauben wird. Er guckt durch den Vorhang und schielt nach einer Dame in der Loge links von Ihnen. Es ist nicht wahr, daß er Clärchen liebt; er lügt, wenn er behauptet, von Clärchen zu träumen. Die Dame links erscheint ihm im Traume, und aus Höflichkeit erscheint er ihr wohl auch im Wachen — denn Männer sind immer aufmerksam, Madame!

Sehen Sie jetzt das Orchester an. Mustern Sie die Gestalten, Madame, und beobachten Sie z. B. den Fagottbläser. Er hat den ganzen Tag

im Bette zugebracht, weil er Fliederthee getrunken hatte, um seine Halsschmerzen los zu werden. Sehen Sie nur, wie schmerzhaft er den Mund verzieht; er hat noch Halsschmerzen, Madame, und trotzdem bläst er Ihnen etwas vor. Wissen Sie auch, warum? Er hat Kinder, ganz kleine Kinder, Madame, die morgen nichts zu essen haben, wenn er heute nicht bläst.

Da sehen Sie den Flötenspieler; er hat von dem ewigen Blasen eine dicke Oberlippe und einen schiefen Mund bekommen. Glauben Sie nur ja nicht, wenn er nachher sein Solo bläst, daß er mit ganzer Seele bei seinem Solo ist! Bewahre! Er kann das Solo auswendig und denkt, während der Director mit dem Stab in der Luft umherfuchtelt, an seinen Schneider, der ihn wegen einer unbezahlten Rechnung verklagt hat. Wie es dem Fagottisten und Flötisten geht, so geht es der ganzen musikalischen Gesellschaft bis auf den Triangelschläger. Er ist für seine Kunst eingenommen, übt Tag und Nacht sein Instrument, und sollte eigentlich unter polizeiliche Aufsicht gestellt werden, weil er seine Stubengenossen durch seine musikalischen Studien rabiat macht.

Aber Sie sind heute Abend in der Oper, Madame. Eine junge Brasilianerin tritt in der Titelrolle auf, und da Brasilianerinnen Seltenheiten sind, die man in Hamburg nicht oft zu sehen bekommt, sind Sie und viele hundert andere Burks hergeeilt, um das Wunder zu sehen — denn was würde die Welt davon sagen, wenn eine Burk das Wunder nicht sähe! Könnten Sie wohl wagen, in anständiger Burkgesellschaft zu erscheinen, wenn Sie nicht die so pomphaft angekündigte Künstlerin vom Hoftheater Sr. Majestät des Kaisers von Brasilien gesehen und gehört hätten? Aber, Gottlob, Sie wissen, was sich schickt, Madame, und sind ein so vollendetes Muster einer edlen deutschen Hausfrau, daß wir nur mit gründlichster Verachtung an die Griechinnen, Römerinnen und Karthaginienserinnen des Alterthums denken können, wenn wir die Ehre haben, Sie persönlich zu kennen. Ob Sie Ihrem einzigen Sohne den Schild in die Hand drücken und ihn ermahnen würden, „mit diesem oder auf diesem kehre zurück aus dem Kampfe für das Vaterland,“ ob Sie Ihre letzte Pretiose und sogar Ihr schönes Haar hergeben würden, um Ihre Heimath zu

retten —, nun das Alles wollen wir nicht einer genauen Prüfung unterziehen; Sie sitzen im Theater, Madame, und das genügt vorläufig, nachdem wir Sie aus Ihrem Hause dahin begleitet haben.

Der Director tritt vor sein Notenpult, die Musiker ergreifen ihre Instrumente und blicken den Director an; er nickt rechts, links, hebt seinen Stab, beschreibt eine Curve, einen Kreis und ein Dreieck in der Luft, hebt ihn nochmals hoch, macht eine kurze zitternde Bewegung und giebt endlich das Zeichen für Trommeln und Trompeten, Violinen und Bratschen, Flöten und Fagotts, einzufallen. Bemerken Sie, Madame, mit welcher Geläufigkeit der Director die Partitur durchliest und ein Blatt nach dem andern umblättert! Wissen Sie, was der Mann thut? Er hört in seiner Seele jede Viertelnote jedes einzelnen Instrumentes, er zählt die Tacte für Trommel und Triangel, zählt die Pausen für Violine und Clarinette, er fühlt das Adagio und das Forte, er weiß während des Flötensolo's, daß jetzt noch achtzehn Tacte fehlen und daß dann die Pauken einfallen, er weiß Alles, Madame, fühlt

Alles, zählt Alles, empfindet und versteht Alles, was in der Partitur steht, und wenn er nicht da wäre, würde die ganze Tondichtung unerträgliches Fiasco machen. Nicht wahr, Madame, es ist unbegreiflich, wie ein Mensch das Alles möglich machen kann? Aber es ist Vieles unbegreiflich, und wenn wir uns über Alles wundern wollten, was wir nicht verstehen können, so kämen wir aus der Verwunderung gar nicht heraus. Sehen Sie z. B. die drei Herren an, die links von Ihnen sitzen, den langen, den kurzen und den mittleren. Haben Sie jemals einen Menschen so andächtig beten sehen, wie den langen hageren Herrn? Die Hände sind krampfhaft in einander gefaltet, eine Thräne stiehlt sich aus seinem Auge und schwere Seufzer entsteigen seiner Brust. Der mittlere Herr neben ihm wechselt häufig die Farbe und blickt theilnehmend den langen Herrn an, der wohl sein Vater sein könnte, wenn er nicht so abgerissen aussähe, daß man kaum an eine Verwandtschaft der beiden Herren glauben darf; der kleine Herr scheint mit großen Plänen schwanger zu gehen, — etwa mit einem Morde — denn er blickt gar finster nach der Loge, wo eine dicke

Dame mit rothen Armen ängstlich bemüht ist, sich so zu stellen, daß er eine andere hagere Dame nicht sehen kann, die unverkennbar nur für den kleinen Herrn Augen hat.

Aber still, die Ouverture hat ihr Ende erreicht, der Director klopft auf den Souffleurkasten, der Vorhang rollt in die Höhe und ein Mädchen, schön wie ein Engel, erscheint in malerischem Costume und singt. Jede ihrer Bewegungen ist graziös, gerundet, natürlich und jungfräulich; sehen Sie, wie ihr Auge flammt, wie sie jetzt, wo die ersten Töne sich ihrer Brust entwunden haben, einen Sieg über ihre eigene Schüchternheit gewonnen, sich stolzer emporhebt und fast triumphirend die wundervolle Arie vorträgt. Was soll man mehr bewundern, die prachtvolle Stimme, die Composition, die Grazie der Bewegungen, den Ausdruck und das Gefühl der Künstlerin? Man weiß nicht, ob der Componist nur für die junge Brasilianerin componirt hat, oder ob nur sie Talent genug besitzt, seine Schöpfung zu verstehen. Wir haben die Arie schon mehrmals singen hören; aber es kommt uns so vor, als ob wir niemals vorher die Kraft und Fülle der menschlichen Stimme,

die prachtvolle Einfachheit der Composition so empfunden hätten, wie jetzt. Es scheint Anderen nicht besser zu gehen, als uns. Der lange hagere Mann schluchzt laut; die Thränen dringen zwischen den abgemagerten Fingern hervor, die er gegen das Gesicht gepreßt hat, der mittlere Herr scheint alle Farbe verloren zu haben; er starrt die Künstlerin wie eine übernatürliche Erscheinung an, und sogar der kleine Herr hat die wüthenden Blicke gegen die dicke Dame in ein seliges Lächeln verwandelt! Aber nicht nur jene drei Herren — das ganze Publikum horcht mit athemlosem Entzücken; Frauen weinen vor Rührung, Männer sind im Anstaunen verloren, und jetzt, wo die Arie beendet, erschallt ein so aufrichtig gemeintes Bravo, ein so enthusiastischer Sturm des Beifalls, ein so donnerndes Da capo! Da capo! es regnen so viele Blumenkränze auf die Bühne nieder, daß die junge Künstlerin, von dem Beifallssturm fast beschämt und zu Boden gedrückt, zu wanken und in Freudenthränen auszubrechen droht. Aber sie ermannt sich plötzlich. Ihr Auge ist auf einen Punkt im Parquet gerichtet; es flammt auf, Purpurröthe bedeckt ihren prachtvollen

Nacken und Busen, sie giebt dem Capellmeister ein Zeichen, die Instrumente fallen ein, und zum zweiten Male ertönt ihre göttliche Stimme. Sie singt noch schöner, ihre Bewegungen sind noch edler und zuversichtlicher, als das erste Mal, sie entzückt alle Herzen, und wie sie, ihrer Rolle gemäß — bei der letzten Strophe niederkniet und die Worte singt: „Segne, Herr, Dein Kind,“ tritt der Theaterdirector auf die Bühne und drückt ihr einen Lorbeerkranz auf's Haupt!

„Hören Sie, Madame, durch den donnernden Applaus nicht fremde Töne? Es ist das Schluchzen des Vaters, Madame, eines wunderlichen alten Mannes, der einmal über das andere schluchzt: „Dank Dir, meine Lotosblume! Gott segne Dich, mein Palmenblatt!“ Aber das Schluchzen hat aufgehört, die Künstlerin hat dem Vater einen seligen Blick zugeworfen und Thränen der heiligsten Vaterfreude träufeln aus dem wonnetrunkenen Auge des hageren alten Mannes. Der mittlere Herr neben ihm ist noch immer blaß wie Marmor; aber die Augen brennen wie himmlisches Feuer und sein Herz klopft hörbar. Es ist der Verlobte der Künstlerin, Madame, ein bescheidener

junger Mann, dessen Herz von den reinsten und seligsten Gefühlen bestürmt wird; der aber, wenn Sie ihn fragen wollten, was er fühlt und empfindet, erschrocken zusammenzucken, beide Hände auf's Herz drücken und antworten würde: „Ich habe mit dem lieben Gott gesprochen.“ —

„Sie haben nie einen ähnlichen Sturm des Entzückens erlebt, haben noch nie eine Sängerin und Schauspielerin solch ungetheilten Beifall ernten sehen, haben noch nie eine Künstlerin so bezaubernd singen hören, so unvergleichlich spielen sehen? Ihr Urtheil macht Ihnen Ehre, Madame! Das Publikum ist berauscht von dem Eindruck, den Bertha macht; sogar der Fagottbläser reckt den wunden Hals in die Höhe, um das Engelsbild deutlicher sehen zu können, und der Capellmeister hat Mühe, seine Gedanken zusammenzuhalten, damit er nicht, statt in die Partitur, in die Augen der jungen Brasilianerin blicke.

„Sie haben Recht, Madame, ein ähnlicher Triumph ist in Hamburg noch nicht gefeiert worden; die junge Künstlerin hat ihre Rolle bis zuletzt mit einem Talent durchgeführt, sie hat ihre Partie mit einer Virtuosität gesungen, die ohne

Gleichen sein dürfte. Mancher alte Herr wird mit Thränen der Rührung an seine Jugend zurückdenken; mancher Jüngling wird, von der Gewalt der Musik und des Gesanges ergriffen, sich zugeflüstert haben: „es giebt einen Gott, der wunderbar zu unserem Herzen zu sprechen weiß; möge er das meinige stets so rein erhalten, wie es heute Abend geworden, seit ich jenen Engel das Lob Gottes habe singen hören."

Herr Güter wischte die Schweißtropfen von seiner Stirn, als er Arm in Arm mit Milchner und Lorenz seiner Wohnung zuwanderte; er blieb bisweilen entzückt stehen, wenn Vorübereilende in begeisterter Rede das Lob seiner Bertha verkündeten, aber Dr. Milchner trieb ihn vorwärts, denn ihn verlangte mit unwiderstehlicher Sehnsucht nach seiner Braut. Als sie das kleine Häuschen am Hafen erreicht hatten, und zu ihrer freudigen Ueberraschung ein Licht durch die kleinen Fensterscheiben leuchten sahen, zauderten sie einen Augen-

blick, ob sie in das friedliche Gemach eintreten dürften. Bertha war vielleicht gern allein mit ihren Gedanken; sie betete vielleicht zu Gott und erflehte für ihren Vater und ihren Verlobten den Segen des Himmels; sie wollte sich vielleicht sammeln, damit sie ihrem künftigen Gatten nicht in aufgeregter Stimmung, sondern ruhig, sanft und liebevoll wie immer, entgegentreten und ihm, als ihrem erkorenen Herrn, in jungfräulicher Schüchternheit die Hand reichen könne.

Aber Bertha bedurfte keiner langen Frist, um ihr Gemüth zu beruhigen. Wie sehr auch der Gesang und das Spiel ihre Nerven erregt, wie sehr auch der Beifall des Publicums, die Thränen ihres Vaters und die Marmorblässe ihres Verlobten sie beschämt und ergriffen — sie hatte nur ein Gefühl in ihrem Herzen — Dankbarkeit gegen Gott, weil er ihr Kraft und Geschick verliehen, ihrem Vater die treue Liebe zu lohnen, mit der er sie bisher durch das Leben geführt hatte.

Die Sorgen um des geliebten Vaters Zukunft waren geschwunden; sie durfte es wagen, ihre Wohnung gegen eine größere und gefälligere zu

vertauschen, durfte daran denken, ihm Blumen und Bücher zu kaufen, ihm kleine Freuden und Ueberraschungen zu verschaffen. Sonderbar! Das Bild ihres Geliebten war ganz in den Hintergrund getreten, und wenn es sich auch auf Augenblicke hervorwagte und bat: „Schenke mir einen freundlichen Blick —" so ließ sie es eben bei einem freundlichen Blick bewenden und wandte sich gleich wieder an ihren Vater und überhäufte ihn mit den zärtlichsten Worten der Liebe.

Sie saß in ihrem einfachen, aber reinlichen und saubern Cattunkleide vor dem ärmlichen Tische und stützte ihr schönes Haupt in die Lilienhand, die ihr jetzt — wo sie sie verschenkt hatte — selbst schön und reizend erschien. Liebe, Freude und Dankbarkeit leuchteten aus ihren Blicken, und doch lag auf ihrem Antlitz eine so kindliche Ruhe, ein so tiefer holder Friede, daß sie eher einer Madonna, als einer Künstlerin glich, die so eben enthusiastischen Beifall geerntet hatte.

Plötzlich sprang sie auf; sie horchte — ein seliges Lächeln flog über ihre Züge — sie eilte ans Fenster, riß es auf und wollte rufen: „Kommt zu Eurer Bertha, meine Lieben!" — aber die

Stimme versagte ihr und nur mit Mühe vermochte sie „Vater!“ zu lallen.

In der nächsten Secunde hing der Gerufene an ihrem Halse.

„Ich habe es gewußt, Bertha, daß es so kommen würde,“ stöhnte er; „denn, meine Lotosblume, Du trägst ein Geschenk des Himmels in Deinem Herzen, Du bist vom gnadenreichen Schöpfer mit Gaben gesegnet, die nicht zu Grunde gehen konnten, sondern die Bewunderung Deiner Nebenmenschen erregen mußten. Die Welt ist höchst kümmerlich, mein Palmenblatt, aber doch nicht so miserabel, daß ein vollendeter Engel wie Du der Armuth und dem Elende Preis gegeben werden könnte. Du bist reich, mein Lilienstengel, reich an Schönheit und Tugend, reich an unvergleichlicher Grazie, reich an hinreißenden Talenten, reich an rührender Liebe — und wenn auch alle Menschen mit Noth und Armuth zu ringen hätten, Du, meine Lotosblume, mußt in ewigem Sonnenschein einherwandeln, wie es ja Dein Schöpfer auch thut, mein liebes Kind.

„Es ist ein unaussprechliches Glück, mein Gott und Vater, ein Kind zu besitzen, und wäre es

das häßlichste, schwächste und kummervollste — welcher Vater kann in die Augen seines Kindes sehen, ohne Dir zu danken, allgnädiger Gott, für das süße Geschenk? Wenn aber das Kind eine Lotosblume ist, wie diese da, und wenn es die Liebe eines Mannes besitzt, wie Sie einer sind, Dr. Milchner — lachen Sie mich aus, Vetter Lorenz — aber man kann auch zu reich und zu glücklich sein, Vetter, und was bleibt einem da anders übrig, als von seinem Ueberflusse wegzugeben und das Herz durch Thränen zu erleichtern!

„Mancher reiche Mann, Vetter Lorenz, weint weil er arm ist; ich, der ärmste der Armen, weine, weil ich nicht weiß, wo ich meine Schätze lassen soll. — Doch es wäre Unrecht gegen Sie, Milchner, wenn ich meinen Egoismus weiter treiben wollte. Umarmt Euch, Kinder, und dann laßt uns ein glückliches Stündchen verplaudern!“

„Und bist Du mir noch böse, mein Freund, weil ich eigensinnig darauf bestand, auf die Bühne zu gehen?“ fragte Bertha, indem sie ihre Hand auf die Schulter des Geliebten legte und ihm kindlich fromm in die Augen blickte.

„Du frägst mich, Bertha? O, frage mich

nicht, was ich fühle und empfinde, frage nicht, ob ich Dir böse oder gut bin. Was sollte ich Dir wohl antworten? Kannst Du beschreiben, was Du empfindest, wenn Du an einem lauen Sommermorgen die Sonne über Wald und Feld aufgehen siehst und dem Jubelchor der Vögel zuhörst? Hast Du nicht bisweilen dem Gesang der Lerche gelauscht, wenn sie sich aus dem duftenden Grase hebt und in den blauen Aether jubelnd emporschwingt? Kannst Du beschreiben, meine Freundin, was Du empfindest, wenn Dein Herz von Gottes Allmacht und Liebe durchschauert, vor übergroßer Wonne zu verbluten droht? Frage mich nicht, meine Bertha, ob ich Dir böse bin, oder ob ich Dich liebe; laß mich Dich anschauen, Du frommes reines Engelsbild, laß mich zürnen, laß mich lieben — aber frage mich nicht —“

Bertha schlang ihre Arme um den Nacken des Geliebten, preßte ihn an sich und sagte: „Im Bösen wie im Guten, im Zürnen wie im Lieben mein? Und ich soll nicht fragen? — Doch, Du magst Recht haben, mein Freund! Ein Mann kann nicht auf die thörichten Fragen eines Mädchens Antwort ertheilen, wohl aber kann das

Mädchen auf die ernsten Fragen des Mannes Rede und Antwort stehen. Willst Du wissen, mein Freund, was mein Herz denkt und empfindet — o, sage es mir, und ich will Dir Alles, Alles sagen, was mich mit Freude oder Schmerz erfüllt; Du sollst in meinem Herzen keine Falte finden, keinen verborgenen Gedanken, und versäume ich es jemals, Dir von dem ganzen Inhalt meiner Brust Rechenschaft zu geben, so klage mich nicht an, sondern Dich selbst, weil Du es versäumt hast, mich auszuforschen. Nimm mich, wie ich bin, forme mich, wie Du willst, mein Geliebter, und wenn ich ungelehrig bin und Deinen Lehren nicht immer mit gleicher Aufmerksamkeit lausche, so ist daran nur meine Liebe Schuld, Du prächtiger, edler Mann! — Sieh ihn an, theuerster Vater! Ist er nicht ein wackerer Mann! Leuchtet aus diesen beiden blauen Augen nicht eine Frömmigkeit und Herzensgüte, eine Liebe und Treue —"

„Ganz so," rief Herr Güter, „ganz so, wie ich es mir auf der brasilianischen Ebene geträumt habe! Nur ewig, ewig Schade, lieber Milchner, daß Sie kein König des Morgenlandes sind! Es hat für mich einen unbeschreiblichen Reiz, mir das

Leben eines indischen Fürsten auszumalen, der in unermeßlichem Reichthum und Luxus seine Tage verbringt und gegen die Großen Europa's in so unverhältnißmäßigem Vortheile steht. Warum sind Sie nicht Schah von Persien oder König von Abyssinien? Warum können Sie nicht ganze Schiffsladungen voll der köstlichsten Perlen und Edelsteine dieser Lotosblume zu Füßen legen? Sie würde die Perlen und Edelsteine unter ihre armen Schwestern und Brüder vertheilen, Milchner, ein segnender Engel von Haus zu Haus gehen, den Kranken trösten, den Armen kleiden und speisen, den Uebermüthigen ermahnen — ach, es ist Jammer-, Jammerschade!"

„Ich dächte, Sie könnten zufrieden sein," hub Herr Lorenz an. — „Wenn Bertha das Engagement annimmt und jährlich sechstausend Thaler erhält, so scheint mir das ein sehr anständiger Anfang zu sein! Ich wünsche ihr natürlich das Zehnfache, aber sechstausend Thaler — zwölftausend Mark Banco sind eine sehr honnete Bezahlung!

„Zufrieden? Bezahlung! O, mein Gott, ja, ich bin sehr zufrieden und die Bezahlung ist auch

sehr honnet — aber läßt sich so etwas mit Banco bezahlen, Herr Lorenz? Mir scheint, der Ausdruck ist nicht ganz passend gewählt! Einen Wagen, ein Pfund Kaffee kann man bezahlen — aber die Kunst? — Wenn ich Ihnen eine Million dafür böte, Herr Lorenz, daß Sie morgen Abend gerade so vollkommen singen und spielen sollten, wie meine Lotosblume — würden Sie nicht trotz der anständigen Bezahlung auf einige Schwierigkeiten stoßen? Sprechen Sie nicht von Bezahlung der Kunst, Vetter Lorenz; die Kunst ist göttlich, und wenn das Göttliche mit Banco aufgewogen wird, dann hört die Poesie des Lebens auf."

„Es war nicht übel gemeint, Vetter Güter," sagte Herr Lorenz. — „Sie wissen, daß ich es mit meiner Nichte herzlich gut meine —"

„Gewiß, lieber Vetter, und Gott segne Sie dafür. Aber ich höre unten läuten. Wir müssen uns in das Staatszimmer begeben, während hier gedeckt wird — denn, wie Sie sehen, meine Herren, — der Platz ist eng bemessen — oder wollen wir unten im Staatszimmer essen?"

Dr. Milchner schauderte zusammen und sagte:

„Ums Himmels Willen nicht! Ich finde dieses Zimmer das schönste, geräumigste und reizendste von allen, die ich je gesehen, und würde es tief beklagen, wenn wir es auch nur für eine Secunde verlassen müßten. Fassen Sie mit an, Herr Lorenz. So! Den Tisch in die Mitte gerückt, die Stühle d'rum herumgestellt, ich führe Bertha und Sie nehmen meinen Schwiegervater, und mag uns der Wirth nun Nektar und Ambrosia oder Beefsteaks mit Zwiebeln bringen — ich kenne einen, der weder Ambrosia noch Beefsteaks anrühren, sondern sich an dem Anblick dieses prachtvollen Mädchens weiden wird." — — —

Die Mittheilungen des Herrn Lorenz über die Abendmahlzeit auf Bertha's Zimmer sind so unzusammenhängend und ungenügend, daß wir es für gerathener halten, das ganze Souper mit Schweigen zu übergehen. Es war heller Morgen, als Herr Milchner sich von der glücklichen Braut verabschiedete, und wenn wir den Aussagen der Bonne Glauben schenken dürfen, war die Schwägerin schon in den dritten Starrkrampf verfallen, als ihr Gemahl endlich die Treppe hinaufstieg und sich höchst ungebührlich an dem Glockenzuge ver-

griff. Wir würden dem armen Herrn Lorenz gern gleich in das Mittelzimmer folgen, um Begebenheiten beizuwohnen, welche in Erz gegraben zu werden verdienen, müssen uns aber zum Baron Burk begeben, dem wir schon länger einen Besuch schuldig sind, als wir vor unseren Lesern verantworten können. Es dürfte sich aber nicht schicken, dem baronisirten Guanohändler den Schluß eines Capitels zu widmen; gönnen wir ihm deswegen, wie er es reichlich verdient, ein neues.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

„Haben Sie jemals ein ähnliches Furore erlebt, mon cher Baron?“ fragte Baron Wupdikutz am Morgen nach Bertha’s erstem Debüt. „Sahen Sie jemals einen runderen Arm, eine kleinere Hand, einen classischeren Hals, ein vollendeteres Venushaupt? Hörten Sie je eine ähnliche Stimme?“

„Nein!“ sagte Herr Burk.

„Nein? Sie können so kalt „nein“ sagen? Baron, ich habe heute Nacht kein Auge zugedrückt! Ich weiß, was eine Tänzerin, Sängerin oder Schauspielerin leisten kann, denn ich habe die Lind singen hören, die Elsler tanzen und die Schröder spielen sehen — aber parole d’honneur — diese Brasilianerin, diese Donna Gutero wäre im Stande, Eroberungen zu machen —“

„Ja wohl! sie ist sehr verführerisch, — sehr, — wie soll ich mich ausdrücken — so gewissermaßen ätherisch!"

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, mon cher Baron, so wüßte ich, was ich thäte."

„Nun, und das wäre?"

„Ich machte der Gutero den Hof."

„Warum nicht gar?"

„Haben nicht schon früher Grafen und Barone Künstlerinnen den Hof gemacht? Wir haben sogar Beispiele, daß Künstler Gräfinnen und Baronessen geheirathet; — warum wollen Sie nicht der Gutero den Hof machen, und dadurch einen Glanz um Ihre Krone verbreiten, um den Sie ein Kaiser beneiden könnte?"

„Sie scherzen, Baron," sagte Herr Burk, indem er sich wohlgefällig die Hände rieb und einen zufriedenen Blick in den Spiegel warf.

„Ich denke nicht daran!"

„Aber wird sie mich erhören? Ich bin über die erste Jugend hinaus, habe erwachsene Töchter —"

„Und Geld! So weit sind wir, Gott sei es gedankt, noch nicht gekommen, daß ein Baron,

Ritter des Leopoldsordens und Besitzer unermeßlicher Güter in Schweden einen Korb von einer Sängerin zu erwarten hätte."

„Sie kennt mich aber gar nicht. Wie fange ich es an, mit ihr bekannt zu werden, mich um ihre Gunst zu bewerben? Baron, ich will es Ihnen nur gestehen, ich war gestern Abend hingerissen, entzückt, und habe heute Nacht so wenig ein Auge zugedrückt, wie Sie. Die Gutero ist eine himmlische Erscheinung, und wenn ich mir Hoffnung machen könnte —"

„Lieber Baron Burk, wie mögen Sie nur so sprechen! Hoffnungen! Natürlich können Sie sich Hoffnungen machen. Wissen Sie, wie Sie die Sache einfädeln? Schicken Sie der jungen Brasilianerin ein Billet und fügen Sie funfzig oder hundert Ducaten bei. Lassen Sie Matthis seine neue Livree anziehen und der jungen Künstlerin Ihren Glückwunsch zu dem gestrigen Erfolg darbringen."

„Soll ich nicht lieber selbst hingehen? Matthis ist hölzern und ungeschickt und hält nicht reinen Mund. Wenn man das in Hamburg erführe,

und es in die Zeitungen käme, daß ich einer Sängerin —"

„Aber um's Himmels Willen, das ist es ja, was ich Ihnen unaufhörlich predige! Sie sollen in den Mund der Leute! Sie sollen in die Zeitungen! Hat es nicht in den „Nachrichten," in der „Reform," im „Correspondenten" und den „Wespen" gestanden, daß Sie einen Schuhu und zwölf weiße Mäuse an den zoologischen Garten geschenkt haben? Weiß nicht jedes Kind in Hamburg, daß Sie einen Froschteich ausgraben lassen, damit die Ibisse und Flamingo's gute Tage haben? Haben die Börsenmänner nicht drei Tage lang von den enormen Besitzungen gesprochen, die Sie in Schweden angekauft? Und haben nicht schon drei verrückte Engländer von Ihnen die Erlaubniß erbeten, auf Ihren Domainen Wölfe und Bären schießen zu dürfen? — Und wenn es nun heißt, daß der reiche Baron Burk die Kunst unterstützt, und einer jungen Sängerin nach ihrem ersten Auftreten hundert Ducaten übersandt hat — sehen Sie nicht ein, daß das ziehen muß? Muß nicht jeder Mensch von Ihnen sprechen, wie man von Rothschild, Louis Napoleon und Lord Palmerston

spricht? Wollen Sie leben wie ein Cavalier, so geben Sie dem Bürgerstande ein gutes Beispiel, wie man mit Manier das Geld unter die Leute bringt; wollen Sie aber, mit Respect zu sagen, Geschäftsmann bleiben und mit Vogeldreck handeln — dann hätten Sie das Geld für Orden und Titel sparen und sich lieber eine Schiffsladung voll Guano kommen lassen können."

„Ich werde mir die Sache überlegen, lieber Baron Wupdikutz; hundert Ducaten, sagen Sie?"

„Ueberlegen? damit Ihnen ein Anderer zuvorkommt, damit Matthis mit dem Golde und dem Briefe zurückkommt? Damit Sie morgen von jedem Menschen in Hamburg ausgelacht werden?"

„Aber hundert Ducaten! Achthundert Mark!"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, lieber Baron, entweder — oder. Entweder nobel und großartig, oder Sie müssen mich entschuldigen."

„Ja, ja, Sie haben mir das gesagt; aber, Freund, wissen Sie auch, daß mir bisweilen ängstlich zu Muthe wird? Da haben wir Bilder gekauft, an denen ich nichts Sonderliches sehen kann, als daß sie alt und schwarz sind, die mir

aber ein Sündengeld kosten! Die Bücherschränke sind voll gepfropft, Mappen voll Stahlstiche und Kupferstiche, Teppiche und Möbeln, zwei elegante Reitpferde, vier Wagenpferde, zwei Kutscher und nun noch die Domainen — Herr, das Alles kostet ein Sündengeld! Im Spiel bin ich auch nicht recht glücklich gewesen; das Pointiren ist eine verführerische, aber kostspielige Geschichte, und ich versichere Sie, daß ich mir schon Vorwürfe gemacht, weil ich mein schönes rentables Geschäft aufgegeben habe. Drum lassen Sie uns vernünftig sein, mein lieber Baron Wupdikutz! Fünfzig Ducaten sind hinreichend, und was ich nicht mit fünfzig erkaufe, werde ich auch für hundert nicht haben können."

„Erkaufen? Was wollen Sie erkaufen?"

„Nun, die Gunst der Donna Gutero!"

„Gunst? Die Erlaubniß, Herr Baron, bei ihren Levers zugegen zu sein, ihr Diners geben und kostbare Geschenke machen zu dürfen, das Alles können Sie sich erkaufen, wenn Sie sich gleich beim ersten Entree nobel machen. Sieht die Künstlerin, daß Sie Kenner sind, so wird sie sich Ihre Huldigungen gefallen lassen; überzeugt

sie sich vom Gegentheile, dann sind Sie verloren, und was schlimmer ist als verloren — Sie sind blamirt!"

„Blamirt!" rief Herr Burk. — „Ich will mich nicht blamiren, und wenn ich auch zehnmal ein neugebackener Baron bin, so weiß ich doch, was es heißt, sich zu blamiren! Was liegt am Ende dran? Ich will ihr hundert Ducaten schicken und ein Billet beifügen, in dem ich sie um die Erlaubniß bitten werde, ihr meine Aufwartung zu machen. Bleiben Sie so lange bei den Kindern, lieber Baron Wupdikutz!"

Herr Burk begab sich auf sein Schreibzimmer, um Donna Gutero ein zierliches Briefchen zu schreiben. „Ein rasender Kerl, der Wupdikutz," brummte er vor sich hin — „kennt das Leben der haute volée merkwürdig genau und hat einen wunderbar richtigen Tact. Wenn das verwünschte Pharao nur nicht wäre! Ich mag die Summen gar nicht notiren, die ich bisher verloren habe! Die zwanzigtausend Mark, welche ich Wupdikutz vorgeschossen hatte, sind flöten gegangen, und seine Verschreibung ist wieder in seinen Händen! Am Ende bezahlt er mit meinem

Gelde seine Schulden in Polen ab! — — Früher war es mein liebstes Geschäft, das Hauptbuch nachzusehen — jetzt graut mir davor, denn Soll und Haben stimmen nicht mehr! Es ist nur ein Glück, daß mein Vermögen einen kleinen Stoß leiden kann, und daß die Güter in Schweden leicht auf den doppelten Ertrag gebracht werden können! — doch fort mit den trüben Gedanken! Ich habe heute Nacht unruhig geschlafen; daher die schlechte Laune."

Herr Burk ging einige Augenblicke auf und ab; sein Gesicht war ernst und nachdenklich; der alte Speicher warf einen langen düstern Schatten auf die Straße und schien melancholische Gedanken in ihm wachzurufen. Plötzlich öffnete sich eine breite Thür im Speicher und ein eleganter Reitknecht führte ein theueres Reitpferd heraus, das ganz in Decken eingehüllt war, auf denen das Burksche Wappen prangte. Die Leute blieben stehen, staunten das edle Thier an, der Reitknecht schwang sich drauf und ritt es mit großer Geschicklichkeit einigemal auf und ab. Der Anblick schien auf Herrn Burk wohlthuend einzuwirken. Er lächelte selbstgefällig, betrachtete das Portrait

seines Wettrenners an der Wand, schmunzelte — und setzte sich an seinen Schreibtisch, um Donna Gutero seine Verehrung auszudrücken.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis er das Billet beendet. So erfahren er in merkantilischen Correspondenzen war, so wenig wußte er sich zu helfen, wenn es galt, „galante“ Briefe zu schreiben. Endlich kam er aber damit zu Stande. Das Billet war unterschrieben und gesiegelt, Matthis wurde geklingelt und beordert, Donna Gutero den Brief und eine Rolle Ducaten zu überbringen.

„Sehr wohl,“ sagte Matthis.

„Weißt Du, wo sie wohnt?“ fragte Herr Burk.

„Nein, Herr Baron.“

„So erkundige Dich bei dem Theaterdirector.“

„Sehr wohl, Herr Baron.“

„Wenn das Fräulein Dir ein Trinkgeld geben will, so nimmst Du es nicht an, Matthis; siehst Du aber ihre Kammerjungfer, so sprich höflich und freundlich mit ihr und suche, ihre Gunst zu erwerben. Wir Großen müssen Manches durch die Gunst der Kammerzofen erlangen, Matthis. Brauchst übrigens nicht darüber zu schweigen,

Matthis; die Leute dürfen es gern erfahren. Und nun gehe, Matthis."

Während Herr Burk sich auf seinem Zimmer mit der Abfassung seines Briefes abmühte, suchte Baron Wupdikutz den jungen Damen die Zeit zu vertreiben. Er fand sie im Empfangzimmer beschäftigt. Ernestine rechnete die Ausgaben der letzten Woche zusammen, Auguste telegraphirte ihrem Lieutenant ewige Liebe. Beide fuhren erschrocken zusammen, als der Baron eintrat und ihnen auf seine widerlich höfliche Art guten Morgen wünschte.

„Ah, sieh da, Fräulein Ernestine! Immer die sorgsame Hausfrau! Wahrlich, ich bewundere Sie, geehrtes Fräulein, und suche umsonst in den Kreisen, die ich früher zu betreten pflegte, nach einem Wesen, das Ihnen gleicht. Welches unnennbare Glück, Fräulein Ernestine, für Ihren Herrn Vater, eine Tochter zu besitzen, die so ganz sein Ebenbild ist!"

„Wäre ich Vaters Ebenbild, Herr Baron, so sähe in unserm Hause manches anders aus," antwortete Ernestine mit einem grauen Seiten=

blicke, vor dem der Baron unwillkürlich zur Seite sprang.

„Und Sie, holde Schwärmerin und unvergleichliches Ebenbild Psyche's," sagte der Baron zu Augusten gewandt — „darf ich fragen, womit Sie Ihre Morgenstunden verkürzen? Mit Lesen? Sticken? Oder bietet Ihnen Ihre schöne Phantasie Stoff —"

„Ich telegraphire," antwortete Auguste mit einem schnippischen Lächeln.

„Reizend," entgegnete Wupdikutz. „Ueber alle Beschreibung reizend!"

„Was?" fragte Auguste, die ärgerlich war, weil sie einen zärtlichen Kuß Ihres vis à vis nicht erwidern konnte.

„Nun, was anders, als Sie!"

„Finden Sie das wirklich, Herr Baron? Finden Sie mich reizend?"

„Ueber alle Beschreibung! Wie können Sie zweifeln!"

„Sie lieben mich auch?"

„Unaussprechlich!"

„Und könnten mir etwas zu Gefallen thun?"

„Alles!"

„Dann lassen Sie mich, bitte, allein! Hier, nehmen Sie ein Buch zur Hand und lesen Sie; ich telegraphire, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, und muß eine Depesche beantworten, die eben eingegangen ist.“

„Von Ihrem vis à vis, wenn ich fragen darf?“

„Von meinem vis-à-vis! Ganz recht. Aber nun lesen Sie, bitte; ich muß meinem vis-à-vis melden, daß Sie mich liebenswürdig finden, und daß ich die Liebe meines Verehrers von ganzem Herzen erwidere.“

Wie magst Du nur so sprechen, Auguste,“ sagte Ernestine, indem sie das Rechnenbuch zusammenlegte und einen Tintenklecks von ihrem canariengelben Seidenkleide abzureiben suchte; „wie magst Du nur so sprechen! Man könnte wahrhaftig versucht werden, zu glauben, daß Du im Ernst an den jungen Officier denkst!“

„Und wenn ich Deine Befürchtungen wahr machte?“

„Das wirst Du aber nicht!“

„Und wenn ich es doch thäte?“

„Dann sage ich es an Papa!“

„Nein, ich sage es an Papa! Ich liebe Alfred, und damit Du es nur weißt, Alfred wird morgen bei Papa um meine Hand anhalten.“

„Auguste!“ rief Ernestine sprachlos vor Entsetzen.

„Nun?“

„Einen Lieutenant! Einen Lieu — te — nant!?“

„Ja, einen Lieutenant! Einen hübschen, lieben, guten, braven Lieutenant will ich heirathen. Bist Du ganz sicher, daß Du ihm einen Korb gegeben haben würdest, wenn er Geschmack genug gehabt hätte, sich in Dich zu verlieben?“

„Charmant!“ rief Baron Wupdikutz. „Ganz allerliebst!“

„Was finden Sie allerliebst, Herr Baron? Daß meine arme Schwester thöricht genug gewesen ist, sich in einen Lieutenant zu verlieben? Ich finde das gar nicht allerliebst, sondern sehr traurig und unschicklich.“

„Unschicklich? Ei, sieh mal an! Warum nicht gar? Was ist denn da unschicklich? Ist ein Lieutenant nicht eben so gut eine annehmbare Partie, wie ein Porcellanhändler oder Tapeten=

fabrikant? Ich bitte Dich, Ernestine, mache Dich mit Deinen verschrobenen Ideen nicht lächerlich! Ich heirathe, wen ich will — heirathe Du, wen Du willst."

„Außerordentlich gut!" sagte Wupdikutz, der über die Offenherzigkeit der beiden jungen Baronessen in keine geringe Verlegenheit kam. „Ganz außerordentlich gut!"

„Habe ich nicht recht, Baron Wupdikutz?" fragte Auguste. „Kann ich nicht heirathen, wen ich will, vorausgesetzt, daß meine Wahl auf einen anständigen, gebildeten und ehrenhaften Mann fällt?"

„Ohne allen Zweifel! Das heißt, wenn Ihr Herr Vater —"

„Mein Vater?"

„Ja, wenn Ihr Herr Vater mit der Partie einverstanden ist."

„Nun, dann warten wir. Endlich wird sich mein Vater doch wohl erweichen lassen! Ich kann noch warten und Alfred ist auch noch jung — o, wir warten."

„Vollkommen richtig — aber wird Ihnen das Warten nicht gar zu lange dauern? Man

hat Beispiele, daß Väter recht lange ihre Einwilligung versagten!“

„Ich schäme mich für Dich, Auguste, eine solche Conversation anzuhören; was soll der Herr Baron von uns denken! Ach, die schreckliche Reise nach Wien hat nichts als Unglück über unser Haus gebracht!“

„Ich schäme mich aber nicht, und ich will Ihnen etwas sagen, Herr Baron, aber leise — nehmen Sie bei Papa meine Partie; es ist besser, mich zur Freundin, als zur Feindin zu haben.“

„O, sprich nur leise,“ rief Ernestine mit thränenerstickter Stimme. „Spotte nur über mich und mache mich vor dem fremden Herrn lächerlich —“

„Ihre Fräulein Schwester hat Sie in der That nicht lächerlich gemacht, Fräulein Ernestine,“ sagte Baron Wupdikutz, dem nichts peinlicher war, als der kriegerische Geist, der die beiden Schwestern beseelte.

„Wenn sie es nicht gethan, dann hat sie es doch wollen,“ antwortete Ernestine und eilte mit hochrother Nasenspitze hinaus.

„Merken Sie sich, Herr Baron,“ hob Auguste

an, „was ich Ihnen sage. Ich will Alfred heirathen und Alfred will mich heirathen. Verstehen Sie? Treten Sie mir in den Weg, so sind wir Feinde; helfen Sie mir, so sind wir Freunde. Sie vermögen viel über Papa und halten ihn leider ganz in Ihrer Hand. Hätte ich mich nicht für Alfred interessirt, so würde ich Ihnen längst den Krieg erklärt haben, weil Sie mir unausstehlich sind; ein Glück für Sie, daß ich keine Zeit hatte, mich um Sie zu bekümmern. Hüten Sie sich, Baron Wupdikutz, mir Zeit zu verschaffen! Alfred kommt morgen nicht her; ich sagte das nur, um Ernestine zu ärgern; ich wünsche aber, daß wir nächste Woche einen Ball geben, daß Sie Alfreds Bekanntschaft machen, ihn bei Papa einführen und dafür sorgen, daß er zum Ball eingeladen wird. Sie müssen Papa für den jungen Mann interessiren und ihn an den Gedanken gewöhnen, in ihm einen Schwiegersohn zu sehen. Thun Sie nicht, wie ich Ihnen sage, dann wird nicht mehr Pharao gespielt. Und nun offen und ehrlich: Sind wir Freunde oder Feinde?“

„Wenn ich dadurch Ihr Freund werden kann, daß ich der schönsten Hoffnung meines Lebens

entsage, und meinem Nebenbuhler den Preis zuerkenne — wenn mir diese ungeheuere Resignation Ihre Freundschaft sichert, — mein Fräulein, Ihre Feindschaft würde mich erdrücken — wir sind Freunde!"

Wupdikutz suchte gerührt zu erscheinen und wollte Augustens kleine weiße Hand an seine Lippen drücken; sie trat aber einen Schritt zurück und sagte: „Wenn mein Verlobter neben uns steht — eher nicht. Adieu, Baron!"

„Sie ist fort!" sagte der Baron, nachdem er einen Augenblick wie festgebannt stehen geblieben war. „Ein wahres Glück, daß ich diese wilde Hummel nicht heirathen werde — und doch, sie ist reizend, kann allerliebst sein, besitzt sehr viel Geld — —. Aber was mache ich? Soll ich ohne bedeutende Mitgift nach Wien zurück? Der alte Burk ist zu vorsichtig, sonst ließe sich im Spiel etwas machen. Die paar tausend Gulden, die ich ihm abgenommen, haben ihn argwöhnisch gemacht, — es geht Alles so steifleinen her, man kommt nicht von der Stelle, und wenn der Güterkauf nicht stattgefunden hätte, wäre ich kaum auf die Reisekosten gekommen. — — Er=

nestine würde mich nehmen, obgleich sie mich nicht ausstehen mag; aber ich glaube, daß alle Männer ihr gleichgültig sind, und damit kann ich mich trösten. Ist es aber möglich, die zu heirathen? Das ist eine andere Frage. Sie ist, im Grunde genommen, nicht abschreckend häßlich, sieht aber so aschfarben verbissen aus, ist so eckig und abstoßend, so unbeschreiblich unliebenswürdig und ungemüthlich, daß ich sie nicht ohne ein Frösteln anblicken kann. Aber was hilft es! Kann ich Auguste nicht bekommen, so nehme ich Ernestine — oder gewinne dem Alten ein Sümmchen im Spiele ab. Ganz leer kehre ich nicht zurück."

Wupdikutz blieb vor einer mißlungenen Photographie Ernestinens stehen und betrachtete sie mit dem prüfenden Blicke eines Mannes, der die Frage erörterte, ob es möglich sei, das Original für 750,000 Mark Banco zu heirathen. Er mußte tief in seine Gedanken verloren gewesen sein, da er den Eintritt des Herrn Burk nicht bemerkte. Herr Burk sah im Spiegel die Züge seines Gastes; er hielt den tiefen Ernst, der sich in seinen Mienen ausprägte, für den Ausdruck

eines edlern Gefühls, näherte sich ihm und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter.

„Sie sollen sie haben, Baron," sagte Herr Burk. „Ernestine ist eine Frau für Sie. Ich gebe eine gute Aussteuer und zahle Euch jährlich eine Rente, von der Ihr leben könnt, anständig, nobel leben könnt. — Haben Sie schon mit ihr gesprochen?"

Baron Wupdikutz blickte Herrn Burk sprachlos an.

„Ich will Ihnen die Ernestine geben," fuhr Herr Burk fort; „sie paßt zu Ihnen, mein lieber Baron, und da ich sehe, daß Sie sich in Gedanken mit ihr beschäftigen und im Anblicke ihres Bildes versunken sind —"

„Ich habe das Bild allerdings genau betrachtet, mon cher Baron, aber ohne mir Hoffnungen zu machen —"

„Ernestine ist Ihnen aber gewogen, mein lieber Baron, — das heißt, so weit sie überhaupt bei ihrem ruhigen Charakter einem Manne zugethan sein kann. Sie ist keine von den feurigen Südländerinnen, sondern im Gegentheil eine ruhige, ernste und charakterfeste Persönlichkeit."

„Ganz gewiß ist sie das, lieber Baron Burk, aber —"

„Was aber? Ich will Ihnen meine Tochter nicht aufdrängen; wenn Sie aber in Ihrem Herzen die Ueberzeugung hegen, daß Sie mit ihr glücklich werden können, so stehe ich Ihnen für Ernestinens Einwilligung und meinen Segen. Haben Sie aber andere Absichten, so bitte ich Sie, Ernestinen etwas weniger den Hof zu machen, denn ich sehe aus ihrem Betrachtungsbuche, daß Sie sich bei Weitem mehr mit ihr unterhalten und ihr mehr Aufmerksamkeiten erweisen, als Augusten, was mir deswegen lieb ist, weil ich meine jüngste Tochter gern — — noch eine Zeitlang bei mir behielte. Sie ist noch zu jung, lieber Baron."

Wupdikutz war in der peinlichsten Verlegenheit, was er antworten sollte. Obgleich ein vollendeter Roué, war er eigentlich mehr leichtsinnig, als schlecht. Er hatte seine Schulden und seinen Hang zum Nichtsthun sammt der Anwartschaft auf den polnischen Thron und den Heiducken von seinem seligen Vater geerbt, und konnte aus seiner Familienchronik nachweisen, daß seine Vorfahren

bis ins zehnte und zwanzigste Glied große Abneigung gegen regelmäßige Beschäftigung und die Geheimnisse der Algebra gehabt hatten; er war mit einem Worte nicht besser und nicht schlechter, als Tausende seiner Genossen, die eigentlich ohne ostensibeln Zweck auf dieser Erde umherwandern und ihre Existenz nur den Vorurtheilen verdanken, welche sich bisher trotz aller Vernunftgründe, die dagegen sprechen, in der menschlichen Gesellschaft erhalten haben.

Theils aus Langeweile, theils um seinen Gläubigern auszuweichen, und theils weil Herr Burk sich an ihn geklammert und ihm die glänzendsten Aussichten eröffnet hatte, war er auf den abenteuerlichen Plan eingegangen, einem Guanohändler aristokratische Sitten und Manieren beizubringen, und sein Haus comfortabel einzurichten. Er hatte sich indessen bald überzeugt, wie leer und flach das Herz des Herrn Burk war und wie er, trotz des Aufwandes, den er einerseits machte, doch ein unerträglicher Philister blieb, der für alles Edle und Schöne dieser Welt unempfänglich war und kein größeres Vergnügen kannte, als mit seinem Gelde zu renommiren.

Aus Verdruß über die unerquicklichen Eigenschaften Herrn Burks, aus Ekel über seinen gänzlichen Mangel an Patriotismus und aus Aerger über einige unzarte Andeutungen seines Wirthes, daß er die Güter in Polen zu erwerben hoffe, hatte er sich verleiten lassen, an der Speculation des Juden Hirsch Theil zu nehmen, der, wie wir wissen, schwedische Güter zu verkaufen hatte. Der Handel war an und für sich kein unvortheilhafter, die Güter waren vielleicht noch mehr werth, als Herr Burk für sie bezahlt hatte — aber der Ankauf weitläufiger Domainen war unter den obwaltenden Umständen eine vollkommene Absurdität, die nur dazu dienen konnte, Herrn Burk Verlegenheiten zu bereiten, weil jede Controle über die Sägemühlen von Hamburg aus unmöglich war. Die liebe Eitelkeit Herrn Burks, Domainen zu besitzen, war mehr Schuld an dem ganzen Handel gewesen, als die Intrigue des Barons Wupdikutz und die glänzenden Schilderungen des Juden Hirsch. Vielleicht, daß auch der Speculationsgeist des Guanohändlers ein Wort mit drein geredet hatte; denn er wußte, daß mehrere Hamburger Häuser mit großem

Vortheil Güter in Schweden gekauft hatten und daß der Handel mit Balken und Brettern ein sehr lucrativer war; außerdem wären die Güter schon vor zehn Jahren für denselben Preis verkauft worden, den Salomon Hirsch jetzt forderte, und der ganze Handel wäre am Ende ein gutes Geschäft gewesen, wenn Herr Burk Geschäftsmann geblieben und nicht Baron geworden wäre. Das war aber eben das Unglück! Das beschränkte Gehirn des guten Mannes erlag der Last seiner neuen Würde in so hohem Grade, daß er mit Vorliebe Dinge trieb, die ihm sonst Welten weit fern gelegen, und darüber so sehr allen Sinn für seine frühere Beschäftigung verlor, daß ihm das Wort „Börse" ein mitleidiges Lächeln erregte. Herr Burk war eben ein baronisirter Vogeldüngerhändler.

Dem armen Baron Wupdikutz wurde das Messer an die Kehle gesetzt. Daß Auguste ihn verabscheute, hatte er längst bemerkt; sie war zu naturwüchsig, als daß sie aus ihrem Herzen eine Mördergrube hätte machen können, und da sie bisher nur mit der Schwägerin und dem Guanovogel verkehrt hatte, wollen wir ihr nicht zürnen,

wenn sie nicht so war, wie sie bei vernünftiger Erziehung höchst wahrscheinlich geworden wäre. Mit Auguste war nichts anzufangen; dagegen schien Ernestine bisweilen dem leeren Geschwätz des Barons mit einem Anflug von Aufmerksamkeit zuzuhören, und es konnte vorkommen, daß sie ihn fragte, ob er auch Wäsche zu besorgen habe. Das Geheimniß lag darin, daß das ordnungsliebende, sparsame Mädchen ein heimliches Verlangen darnach trug, Wupdikutz unter ihre Botmäßigkeit zu bekommen, um seine Angelegenheiten zu ordnen, wie Schullehrer bisweilen den unwiderstehlichen Trieb fühlen, einem Knaben die Ruthe zu geben, weil er von seinen Eltern verzogen wird. Sie wünschte, „den Hans Hasenfuß einmal unter den Daumen zu bekommen, und ihm Ordnung anzugewöhnen," wie sie sich selbst ausdrückte, und da diese Procedur ohne vorhergegangene eheliche Einsegnung nicht leicht bewerkstelligt werden konnte, war sie nicht abgeneigt, ihn durch den Pastor sich übergeben zu lassen.

Etwas Aehnliches hatte Wupdikutz wohl schon bemerkt. Es war ihm freilich bei den Absichten Ernestinens eiskalt über den Rücken gelaufen,

aber er hatte sich durch den Gedanken revangirt, daß er ihr zeigen würde, wer Mann im Hause. War er dann ihren grauen Augen begegnet, hatte er sich die Frage gestellt, ob es möglich sei, mit diesen Augen einigermaßen anständig durch den Brautstand und die Flitterwochen zu kommen, so waren ihm die Schweißtropfen auf die Stirn getreten, und er hatte seine Frage mit einem Kopfschütteln beantwortet.

Jetzt lag aber gerade diese Frage in bester Form Rechtens vor ihm. Sagte er ja, dann war's um ihn geschehen; die grauen Augen waren dann die Sonne, die seinen Lebensweg beschienen, die graue knöcherige Hand, die graublonden Locken, der graue Teint — die ganze graue Ernestine war sein Eigenthum und seine Lebensgefährtin —; sagte er nein, dann schwanden die Aussichten auf die Million Gulden wie Schnee vor der Sonne, die Gläubiger in Wien machten ihre Aufwartung, der alte Kampf mit den Administratoren brach wieder aus und ein wo möglich noch trostloseres Leben stand ihm bevor.

Baron Wupdikutz ließ den Kopf hängen. Sein Ehrgefühl rief ihm zu: „Fliehe und erhalte Dir

den Rest Deiner Selbstachtung — sein Leichtsinn flüsterte: „Eine Million! Nimm die Million! Es haben ganz andere Männer um des Geldes willen geheirathet.“ Wäre Ernestine zugegen gewesen, so würde der Baron „Nein!“ geantwortet haben; aber sie war nicht zugegen, der Teufel der Versuchung hatte leichtes Spiel — Baron Wupdikutz unterdrückte einen Seufzer und sagte:

„Mein lieber Baron Burk, ich bin Ihnen für das Vertrauen —“

„Von Vertrauen ist gar keine Rede, mein lieber Baron Wupdikutz.“

„Sie wollten mir aber Ihr Kleinod, Ihre Tochter Ernestine geben.“

„Ja, aber ohne Kleinode, mein lieber Baron.“

„Sie werden doch Ihr Kind nicht enterben wollen?“ scherzte Wupdikutz.

„Weit davon entfernt, mein lieber Baron; aber Sie sind ein schlechter Wirth, und damit das sauer erworbene Vermögen nicht rasch zerrinnt, werde ich mir die Verwaltung vorbehalten, bis ein Erbe da ist, dem ich einen Vormund bestimmen kann. Wenn Sie meine Tochter auch noch so sehr lieben, so werden Sie doch gegen die

Stimme der Vernunft nicht taub sein, sondern einsehen, daß dies nur zu Ihrem eigenen Wohle erdacht ist."

„Ich bin allerdings ein schlechter Wirth, lieber Baron Burk, aber sollte nicht der ruhige, berechnende Verstand Ernestinens einen wohlthätigen Einfluß üben und mich in den Stand setzen, daß ich selbst das Vermögen verwalten kann? Denn, offen gestanden; sind Sie ein sehr guter Verwalter, Baron Burk? Sie haben mir selbst geklagt, daß Sie mehr ausgeben, als Sie dürfen?"

„Ich mehr ausgeben, als ich darf?" fragte Herr Burk, indem er zwei Schritte zurücktrat und wie ein Kampfhahn mit dem Kopfe nickte. „Ich mehr ausgeben, als ich darf? Das sagen Sie mir? Sie? Der sich immer darüber beklagt, daß ich zu wenig den Gentleman spiele, der mich veranlaßt hat, für den verfluchten zoologischen Garten einen Froschteich ausgraben zu lassen, für deutsche Flotte, Nationalverein, Fortschrittspartei, Kreuzzeitungspartei, Groß- und Kleindeutschland, skandinavisches Museum und Hermannsdenkmal beizusteuern, wie ein Verrückter?"

„Sie sprechen lauter, als ich es bisher an Ihnen gewohnt war," sagte Wupdikutz.

„So, thue ich das? Freut mich! Es ist aber mein Haus, Baron Wupdikutz, in dem ich laut spreche! Verstehen Sie mich?"

„Vollkommen!" antwortete Wupdikutz mit einem Blicke der tiefsten Verachtung. „Ich segne Ihre Ungezogenheit, Baron Burk, weil Sie mir Gelegenheit giebt, einem Menschen den Rücken zu kehren, den ich aus Langeweile zum Besten gehabt habe, und weil sie mich noch in der zwölften Stunde vor einer Verbindung mit Ihrer Guanotochter rettet."

Herr Burk stand sprachlos da und öffnete bei jeder neuen Insulte seines Gastes und Mentors den Mund um eine Handbreit weiter. Die ruhige und gelassene Malice des Barons traf ihn wie der tödtliche Stich eines Scorpions; er fühlte das Gift in seinen Adern und war auf dem Puncte, auf den Tisch zu schlagen und laut zu schimpfen, wie er es in alten bürgerlichen Tagen gethan, wenn die Schwägerin ihn zur Verzweiflung brachte. Die entsetzliche Leere seines eigenen unbedeutenden Nichts trat in fratzenhafter Maske

vor seine Seele; er fühlte mit einem Male, was er war, und was er bisher, Dank seiner Eitelkeit und Sucht, nobel zu erscheinen, gewesen war, und hätte den Baron zu Boden schlagen mögen, wenn er nicht mit seinen vielen spießbürgerlichen Schwächen auch die jämmerlichste von allen, niederträchtige Feigheit, verbunden hätte. Der kleine, hagere und abgelebte Pole glotzte ihm mit so eisiger und maliciöser Ruhe ins Gesicht, daß er nur mit Zagen die Worte aussprach: „Sie Galgenstrick!"

„Ich habe mit Hausknechten keinen Umgang gehabt, Herr Baron von Burk," sagte Wupdikutz mit einer Verbeugung. „Darf ich fragen, was ich für Kost und Logis schuldig bin? Oder wollen wir meinen — leider vergeblichen Unterricht als Aequivalent für Bett, Licht, Braten und Guano annehmen?"

„Sie sind mir nichts schuldig, nichts, gar nichts — machen Sie, daß Sie hinauskommen, oder ich rufe Matthis."

„Damit er mich behandelt, wie Ihren Schwager Güter, der aus Bra — Gott steh mir bei — Brasilien! Die Gutero ist die Nichte dieses

Cavaliers! Güter — Gutero! Danke dir, Schicksal. Du hast ihn unsterblich blamirt!"

„Güter? Gutero! Blamirt!" rief Herr Burk, vor Wuth schäumend — Matthis! Matthis! Packen Sie sich, Mensch, oder ich lasse Sie hinauswerfen."

„Ein Wort an Ihren Bedienten — Herr Baron von Burk — und Sie machen mit dem Inhalt dieses Revolvers Bekanntschaft. Wären Sie würdig, sich mit mir zu schlagen, so würde ich Sie fordern; meine einzige Satisfaction besteht aber unter obwaltenden Umständen darin, mich an Ihrer Blamage zu ergötzen. Ich werde Ihre Schwägerin aufsuchen und ganz Hamburg erzählen, daß Sie Ihrer eigenen Nichte hundert Ducaten und einen Liebesbrief geschickt haben. Gott segne Ihr schönes Gesicht, mon cher Baron!"

Wupdikutz empfahl sich mit einer artigen Verbeugung und eilte zu Alfred hinüber, um ihm seine Hülfe gegen den Guanobaron anzubieten. Als er die Thür hinter sich zugemacht, stieß der Baron einen tiefen Seufzer aus, griff mit beiden

Händen nach seinem Kopfe und starrte wie ein Verlorener vor sich hin.

Sein erster Gedanke war, Alles kurz und klein zu schlagen, die Bilder und Vasen zum Fenster hinauszuwerfen, den Barontitel und Leopoldsorden abzulegen und sich in irgend einem unbekannten Winkel der Erde zu verbergen. Als er diesen Vorsatz eine Weile hin und her erwogen hatte, änderte er seinen Plan. Er wollte nun erst recht Baron spielen, um dem polnischen Landläufer zu zeigen, daß er sich nicht ruinirt habe und nicht ruiniren könne; er wollte noch einmal so viele Feten geben, als sonst, noch mehr Thiere an den zoologischen Garten schenken, seinen Namen noch mehr in die Zeitungen bringen. — Aber die Gutero! Allmächtiger Gott! Wie hatte er nur ein so ungeheuerer Esel sein können, nicht gleich den Namen zu erkennen! Bertha Gutero aus Brasilien! Wenn sie Brief und Geld behielte? Wenn Wupdikutz den Brief in die Hamburger Zeitungen abdrucken ließe! Schrecklich! O, über alle Maßen schauderhaft! Und wenn sie ihm Geld und Brief mit Protest zurückschickte, und mit Wupdikutz über ihn lachte! Entsetzlich! — Er wollte wieder von

der Oberfläche der Welt verschwinden, wieder in ein Mauseloch kriechen, und seine Schande verbergen.

Schlagen? Sollte er sich mit Wupdikutz schlagen und der Welt den Beweis liefern, daß er Courage genug besitze, um seine Ehre zu vertheidigen? Wupdikutz war ein gefährlicher Mensch, der einen Revolver in der Tasche trug, ein heißblütiger Pole — und hatte er nicht eben gesagt, daß er ihm keine Satisfaction geben würde?

Burks Blicke fielen auf den Guanovogel. Aber der arme Vogel gab ihm nur zu neuen bitteren Gefühlen Veranlassung. „Bestie," rief er ihm entgegen, „Guanotöchter hat der Kerl meine Kinder genannt, und mich wird er Guanobaron nennen! Der verfluchte Guano! Geld hat er mir eingebracht, ja! aber heillosen Aerger und jetzt noch die Blamage! O, Herr Gott von Mannheim!"

Herr Burk sank erschöpft in die Ecke seines Sopha's und hielt beide Hände vors Gesicht. Er bemerkte nicht, daß Ernestine ins Zimmer trat und sich niedersetzte, um die Gemüse anzuschreiben, die sie eben gekauft hatte. Als sie mit ihrer Aufzeichnung zu Ende war, blickte sie zufällig nach

dem Fenster, welches Auguste so lieb und werth war. Sie erblickte Wupdikutz und Alfred im heitern, lebhaften Gespräche. Die Galle schoß ihr ins Blut und sie murmelte vor sich hin: „Wie kommt nur der Wupdikutz zu Alfred? Sollte Auguste ihn hinübergeschickt haben?"

„Wupdikutz!" rief Herr Burk, plötzlich aufspringend. „Wo ist Wupdikutz?"

„Bei Alfred," antwortete Ernestine, über die Aufregung ihres Vaters erstaunt.

„Wer ist Alfred?"

„Ein Lieutenant, für den sich Auguste interessirt. Ich habe Dir das schon sagen wollen —"

„Ein Lieutenant? Auguste? — Ernestine, glotze mich nicht so an! Aber so wahr Gott lebt, — ich schaffe mir Ruhe!"

Herr Burk hatte kaum das Wort Ruhe ausgesprochen, als Matthis mit einem Briefe hereintrat, den er zierlich auf einem silbernen Präsentirteller darreichte.

„Herr Güter und Fräulein lassen sich höflichst empfehlen," sagte der arglose Matthis, „aber mit der Kammerjungfer war es nichts; ich habe Nie-

manden, als die Frau Schwägerin bei dem Fräulein gesehen."

„Willst Du schweigen, infernalischer Mensch!" brüllte Herr Burk ihm entgegen.

„Herr Baron sagten ja, ich solle davon sprechen —"

„Und ich reiße Dir die Zunge aus, wenn Du noch ein Wort sagst. Gieb her den Brief!"

Herr Burk öffnete hastig das Couvert und las: „Von meinem Onkel, ehemaligen Guanohändler und jetzigen Baron Burk, die Summe von einhundert Ducaten und einen Liebesbrief erhalten zu haben, bescheinige ich auf Wunsch meines Vaters und meiner Tante Lorenz.

Bertha Güter, Schauspielerin."

„Dich soll ein Donnerwetter!" rief Herr Burk. „Hat sich denn die Hölle gegen mich verschworen? Matthis, wenn Du ein Wort sprichst, Kerl — worüber lachst Du, Ernestine?"

„Ueber Wupdikutz, der mir —"

„Nenne den Namen nicht, Mädchen, oder es giebt ein Unglück! — Herr des Himmels, hält der Wagen vor unserm Hause? Fürst Käsemofsky? Er steigt aus. — Ich bin nicht zu Hause, Mat-

this — verreist — nach Schweden — o Gott, er grüßt — Himmel, habe ein Einsehen!“ —

Wir wollen den unglücklichen Mann mit seinem fürstlichen Besuche allein lassen, um zu sehen, was Herrn Lorenz begegnete, als er sich an der Klingel vergriff.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Die Schwägerin hatte die Abwesenheit ihres Gatten kaum bemerkt, so lange sie mit dem Anpassen der Garderobe beschäftigt war, die sie für Bertha hatte machen lassen. Da gab es so viel zu fragen, zu sagen, zu sehen, zu stecken, zu heften, zu trennen und zu nähen, daß sie keine Zeit fand, sich über das Ausbleiben des Herrn Lorenz zu beunruhigen. Ein paarmal hatte sie seinen Namen genannt und ihr Erstaunen darüber ausgedrückt, daß er noch nicht zurückgekehrt sei, war aber durch Bertha's Einwand, daß Herr Lorenz mit ihrem Vater und Doctor Milchner zusammen sei, wieder beruhigt worden. Je näher die Stunde heranrückte, in welcher Bertha auftreten sollte, desto zärtlicher und liebevoller hatte die Schwägerin sie

angeblickt, desto inniger hatte sie an sich und Herrn Lorenz gedacht; und als sie endlich in ihrer Loge neben der Bonne Platz nahm und ihren Gemahl wohlbehalten im Parquet sitzen sah, trug sie der Bonne auf, nach Aehnlichkeiten zu suchen, weil ihre Seele so sehr mit Bertha beschäftigt war, daß sie sich unmöglich viel nach einem möglichen Schwiegervater umsehen konnte. Bedenken wir aber, daß in der ehrlichen Schwägerin das Verlangen nach einem Schwiegervater täglich — und wir möchten sagen, stündlich — zunahm; erwägen wir, daß sie Augenblicke hatte, in denen sie es tief bereute, ihren eigenen Vater in Verdacht gehabt zu haben; vergegenwärtigen wir uns endlich den Schmerz, den sie im innersten Herzen darüber empfand, daß Herr Lorenz blaß und angegriffen aussah, so müssen wir das Interesse, welches sie für Bertha an den Tag legte, ein ganz außerordentliches nennen. Aus Interesse für Bertha hatte sie einen halben Tag verlebt, ohne mehr als dreimal nach Herrn Lorenz zu fragen; aus Interesse für Bertha war sie ins Theater gegangen, ohne sich von Herrn Lorenz begleiten zu lassen, und aus Interesse für Bertha unterließ sie es,

jeden einzelnen älteren Herrn im Theater auf Aehnlichkeit mit Herrn Lorenz zu untersuchen. In den Scenen, die durch Bertha verherrlicht wurden, verwandte sie kein Auge von der Bühne, und selbst während der Zwischenacte war sie so sehr mit dem glänzenden Debüt ihrer Nichte beschäftigt, daß sie nur ein paarmal, wenn die Bonne eine plötzliche Bewegung machte, die Frage an sie richtete, ob sie ihn gefunden zu haben glaube — den Schwiegervater nämlich. Schüttelte die Bonne dann verneinend den Kopf, so konnte sie den armen Lorenz wehmüthig betrachten und für sich hinmurmeln: „Ach, wenn doch Manches anders sein könnte und dürfte! Es darf und kann ja aber nicht sein, noch nicht, mein Theodor, aber hoffentlich bald. Glaube mir, ich empfinde tief, was es heißt, und bin vielleicht mehr zu bedauern, als Du, weil so manche schöne Hoffnung uns versagt wurde."

Ihr Auge schweifte von Herrn Lorenz auf Doctor Milchner hinüber. Sein seliges Lächeln, seine begeisterte Aufregung und das sichtbare Entzücken, mit welchem er seine Braut betrachtete, rührte die Schwägerin, die wie alle alten Jungfern

eine eigenthümliche Vorliebe für Verlobte männlichen Geschlechts hatte. „Er wird glücklich werden," seufzte sie leise — „ach, warum darf es mein Lorenz nicht auch?"

Als der Vorhang endlich fiel und Alles sich zum Aufbruch bereitete, blickte die Schwägerin sich nach Herrn Lorenz um; aber er war mit Herrn Güter und Doctor Milchner verschwunden.

„Wo kann Herr Lorenz sein?" fragte sie die Bonne, indem sie den Oberleib über die Loge vornüber-beugte und ängstlich mit den Blicken umhersuchte.

„Er wird wohl mit den beiden anderen Herren fortgegangen sein," antwortete die Bonne.

„Fortgegangen? Mein Mann fortgegangen und mich hier allein gelassen? Ich sage Ihnen, Bonne, mein Mann ist nicht fortgegangen, mein Mann erwartet mich."

„Sehr leicht möglich, Madame!"

„Möglich? Sehr leicht möglich? Drücken Sie sich deutlicher aus, Bonne, was ist sehr leicht möglich?"

„Nun, daß Herr Lorenz auf uns wartet."

„Auf uns? Auf Sie und mich? Bonne? Auf Sie und mich?"

Die Bonne wollte durch einen ihrer gewöhnlichen Feldzugspläne die Schwägerin beruhigen, legte ihr daher den Shawl um und sagte: „Kommen Sie, Madame, das Theater wird gleich leer sein, wir könnten hier eingesperrt werden und die ganze Nacht hier bleiben müssen."

„O, es könnten noch ganz andere Dinge passiren, Bonne," sagte die Schwägerin, indem sie den Shawl zurückschleuderte — „Herr Lorenz könnte erdrückt oder todtgetreten werden — vielleicht ist er schon todtgetreten, und seine Wittwe sitzt hier — aber wir werden bald Gewißheit haben. Wenn Herr Lorenz mich nicht abholt aus dieser Loge, wenn er das nicht thut, Bonne, dann ist etwas passirt, dann ist er todtgetreten — geben Sie Acht, Bonne, dies Mal ist etwas passirt — Hörten Sie nicht einen Hülferuf? — War das nicht seine Stimme?"

„So beruhigen Sie sich doch, Madame, ich höre nichts! Wollen wir nicht gehen? Der Theaterdiener dreht schon die Lampen aus — es ist höchste Zeit —"

„Gehen Sie, Bonne, lassen Sie mich allein mit meinem Schmerz! Ach, ich habe es ja immer gesagt, daß etwas passiren wird. Nun haben wir es! Ach, mein armer Theodor!“ Die Schwägerin brach in einen Thränenstrom aus, barg ihr Gesicht am Busen der Bonne und schluchzte: „Er war so gut, so freundlich, so sanft und ertrug Alles mit solcher Ergebung — ach, mein Theodor.“

„Wenn's gefällig wäre,“ brummte plötzlich eine heisere Stimme, „das Theater wird abgeschlossen.“

„Ist ein Unglück passirt?“ fragte die Schwägerin, die sich aus der Umarmung der Bonne schnell losgerissen hatte und dem Schließer fest in die Augen sah. „Warum eilte das Publikum so hinaus? Warum war bei dem Ausgang ein solches Gedränge? Reden Sie! Ist ein Unglück passirt?“

Der Schließer lachte der Schwägerin ins Gesicht und sagte ärgerlich: „Ich habe keine Zeit, auf Ihre Fragen zu antworten, es ist höchste Zeit, das Theater kann Ihretwegen nicht die ganze Nacht offen bleiben; oder wollen Sie eine Extravorstellung ansehen?“

Die Schwägerin, die trotz ihrer beständigen Befürchtungen eine resolute Dame war, blieb

einen Augenblick sinnend stehen, warf dann den Shawl um, stürzte sich den Hut auf und zerrte die Bonne aus der Loge. „Er wird zu Hause als Leiche liegen,“ sagte sie. „Die Leute, die von den Dächern fallen oder übergefahren werden, werden ja immer in das Krankenhaus oder in ihre Wohnung gebracht. Er ist in seine Wohnung gebracht, Bonne — ich sehe ihn vor mir — schnell — vielleicht athmet er noch — es ist keine Minute zu verlieren.“

Die Bonne hatte alle Mühe, der Schwägerin zu folgen, die unaufhaltsam vorwärts stürmte und, als sie keine Droschke mehr vorfand, schnell wie der Wind den Weg nach ihrem Hause zurücklegte. Ihr Herz klopfte hörbar, als sie den Glockenzug anfaßte. „Es ist oben Alles hell erleuchtet,“ sagte sie mit ersterbender Stimme — „er hat ausgelitten!“

Die Magd eilte die Treppe hinab, um die Thür zu öffnen.

„Lebt er noch?“ fragte die Schwägerin — „sage mir Alles, Minna — haben die Aerzte die Hoffnung aufgegeben?“

Minna sah in das bleiche Gesicht ihrer Ge-

bieterin, und da sie an so unheimliche Reden nicht gewöhnt war, auch sonst nicht die stärksten Nerven besaß, ließ sie den Leuchter fallen und schrie mit gellender Stimme: „Jesus! Madame!“

Nach den Berichten der Bonne folgte auf diesen Ausruf Minna's der erste Staarkrampf der unglücklichen Schwägerin. Sie sank allmälig in die Kniee und wäre ohnmächtig zur Erde gefallen, wenn die Bonne sie nicht aufrecht gehalten hätte. Das Jammergeschrei Minna's und der Bonne lockte sämmtliche Bewohner des Hauses herbei, und bald waren Kräfte genug vereinigt, um die Hülflose die Treppe hinauf zu tragen. Auf alle Fragen der theilnehmenden Hausgenossen antwortete die Bonne: „Herr Lorenz hat Madame nicht aus dem Theater abgeholt, Madame hat ein empfindsames Herz, und der Schmerz —“ „O, über die Männer,“ antworteten pflichtschuldigst die anwesenden Frauen und Mädchen — „ein Weiberherz brechen, ist ihnen nur Kleinigkeit — ach, die arme betrogene Frau!“

Die Schwägerin hörte von allen diesen Exclamationen und Beileidsbezeugungen nichts, hielt die Daumen verdächtig in die Hände geklemmt,

verdrehte die gläsernen Augen und zuckte bisweilen höchst beunruhigend mit Armen und Beinen. Da sie selbst, nachdem sie ausgezogen und mit Kamillenthee behandelt worden war (die Bonne hatte hierin große Fertigkeit —), das Bewußtsein nicht wieder erlangte, wurde Minna abgeschickt, um den Hausarzt zu holen. Der gute Mann kam, fühlte Puls und Herzschlag, verschrieb ein ellenlanges Recept, ließ Senfpflaster legen und hatte bald die Beruhigung, die Schwägerin aus ihrer Lethargie erwachen zu sehen.

Die arme Frau erhob das zitternde Haupt, blickte im Zimmer umher und fragte mit bebender Lippe: „Was macht Lorenz?"

Zufällig waren zwei Bewohnerinnen des dritten Stocks (die Schwägerin wohnte im zweiten) zugegen, als diese Frage den bleichen Lippen entschwebte. Sie standen nahe am Bette, blickten der Kranken theilnehmend ins Auge, seufzten und schüttelten den Kopf über den schlechten Ehegatten, der ein so treues Weiberherz brechen konnte.

Ihre Seufzer sagten der Schwägerin Alles. Ein zweiter Starrkrampf erfolgte, der noch länger anhielt, als der erste. Als auch dieser Anfall

vorüberging — die Magd war mit den Medicinen aus der Apotheke noch nicht zurückgekehrt — wiederholte sich dasselbe Phänomen. Die Schwägerin suchte mit den Augen ihren Gatten, und fragte, da sie ihn nicht fand: „Was macht Lorenz?"

Diesmal stand aber die Bonne neben dem Krankenlager; sie lächelte wie gewöhnlich und tröstete: „Er wird gleich kommen."

„Wo ist er?" fragte die Schwägerin.

„Ich weiß nicht," antwortete die Bonne.

Diese Antwort rief den dritten Starrkrampf hervor, der seinen Culminationspunkt erreicht hatte, als Herr Lorenz sich an dem Glockenzuge vergriff und in aufgeräumter Stimmung die Schwelle seiner Wohnung betrat.

„Ist meine Frau noch auf?" fragte er die Bonne, die ihm lächelnd die Thür öffnete.

„Ach, Herr Lorenz," lächelte sie. „Madame ist sehr elend! Ein Glück, daß Sie kommen."

„Meine Frau ist krank?" sagte Herr Lorenz — „und man schickt nicht zu mir? Läßt mich nicht holen?"

Herr Lorenz eilte auf die Thür des Schlafzimmers zu, um sich von dem Zustande seiner

Gattin zu überzeugen; aber die Bonne vertrat ihm entschlossen den Weg und sagte — „Herr Lorenz! Madame liegt!“

„Eben deswegen! Was wollen Sie? Lassen Sie mich doch hinein!“

„Bitte, Herr Lorenz! Es geht nicht. Madame hat Kamillenthee — bitte, dringen Sie nicht in mich — einen Augenblick warten Sie.“

„Sie sind eine Närrin, Bonne, und was zu arg ist, das ist zu arg,“ erwiderte er und schob die Bonne zur Seite. In dem Augenblicke, wo er die Thür aufriß, öffnete die Schwägerin zum dritten Male die Augen und fragte mit matter Stimme: „Wo ist Herr Lorenz?“

„Hier bin ich, liebe Therese! Was fehlt Dir, mein gutes Weib?“

Die Schwägerin sank auf die Kissen zurück und fragte: „Lebst Du noch, Theodor?“

„Was ist Dir, Therese? Um's Himmels Willen, Doctor, reden Sie, was ist hier vorgegangen?“

„Was ist Dir passirt, Theodor?“

„Passirt? Nichts! Was soll mir passirt sein?“

„Bist Du nicht getreten — verhehle mir nichts! Bist Du verwundet? Sprich!"

„Aber Therese!"

„Du holtest mich nicht aus der Loge ab, Theodor, und ich fürchtete, daß Dir etwas passirt sei — ach, mein lieber Theodor, es kann so Vieles passiren."

Herr Lorenz erfuhr allmälig den Hergang der Sache. Stillschweigend hörte er der Bonne und seiner Gattin zu, wie sie abwechselnd Alles erzählten, was wir bereits wissen. Als sie ausgeredet hatten, erhob sich Herr Lorenz von seinem Sitze und sagte: „Liebe Therese, der Sache muß ein Ende gemacht werden. Das unnatürliche Verhältniß greift Dich an und zerstört Dein Nervensystem; es wäre Sünde, Dir zu verschweigen, daß ich die besten Aussichten habe, morgen meinen Vater kennen zu lernen!"

Die Schwägerin schob die Nachtmütze aus der Stirn und sagte: „Im Namen Alles, was Dir heilig ist, gieb diesem vielgeprüften Herzen Ruhe — wer ist Dein Vater?"

„Morgen wird sich das Geheimniß enträthseln, theures Weib. Es genüge Dir, zu

wissen, daß Deine Befürchtungen unbegründet waren."

Die Schwägerin richtete sich mühsam auf und sagte, indem sie ihrem Gatten beide Hände entgegenstreckte: „Es hätte aber sein können, lieber Theodor — und bis wir Gewißheit hatten — — nicht wahr, lieber Theodor? Du zürnst Deiner Therese doch nicht, weil sie vorsichtig war?"

„Gewiß nicht, liebe Therese! Aber jetzt, wo ich meinen Vater schon so gut wie gefunden habe, wollen wir nicht mehr von dem sprechen, was sein könnte, sondern von dem, was ist."

Die Bonne rückte verlegen auf ihrem Sitze hin und her, rieb sich die Hände, betrachtete ihre feuerrothen Ellenbogen, lächelte und sagte: „Wollen Sie nicht aus Rücksicht gegen ein armes Mädchen warten, Herr Lorenz, bis sich der Herr Vater eingefunden hat, Madame Lorenz?"

„Warten? Womit?" fragte Herr Lorenz.

Die Bonne hätte nicht ärger zusammenfahren können, wenn Herr Lorenz eine Pistole unter dem Tisch abgefeuert hätte, als bei der Frage, womit er warten solle. Sie hielt die Hände dicht vor den Mund, rieb sie mit Emsigkeit, lächelte, schlug

die Augen nieder und sagte mit halbunterdrückter Stimme: „Ich bin so schrecklich unschuldig, Madame Lorenz — bitte — Ihr Herr Vater wird Ihnen ja morgen seinen Segen geben —"

„Ja morgen, so Gott will," antwortete Herr Lorenz, der das lebhafte Schicklichkeitsgefühl der Bonne zugleich verwünschte und bewunderte. „Morgen wird mein Vater uns seinen Segen ertheilen, liebe Therese."

„Wenn nur nichts passirt, mein lieber Lorenz — ich kann mich nicht freuen, ehe ich ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen habe. Aber sage mir, mein Theodor, hat er Dich oder hast Du ihn gesucht? Hat er Dich an Deinem Portrait erkannt? Hat das Vaterherz gesprochen — oder war es das Kindesherz, welches den Vater erkannte?"

„So viel ich weiß," antwortete Herr Lorenz — „hat er mich erkannt. Er hat mein Portrait gesehen, Nachforschungen angestellt, sich mit mir in Verbindung gesetzt — und wird morgen kommen, um sich zu erkennen zu geben. Ich selbst habe ihn noch nicht gesehen."

„Ist er ein stattlicher, feiner Mann?" fragte

die Schwägerin, die mit geschlossenen Augen die ersehnte Kunde vernahm, während sie beide Hände ihres Gatten leidenschaftlich drückte.

„Ich glaube nicht," antwortete Herr Lorenz. „Mein Vater ist arm und alt; wäre er reich gewesen, so würde er ja nicht zugegeben haben, daß ich als Findelkind ausgesetzt worden wäre."

„Er hätte ein Tigerherz haben müssen! Aber ich frage nicht, ob er reich, sondern ob er stattlich, groß und schön gebaut ist? Ist er Dir ähnlich, lieber Lorenz?"

„Ich weiß es in der That nicht, liebe Therese; wir werden ja in wenig Stunden Alles erfahren. Beruhige Dich bis dahin, liebe Frau! Laß uns jetzt der Ruhe pflegen, der Du so sehr bedarfst; laß uns hoffen, daß mit dem kommenden Tage für uns bessere und glücklichere Zeiten anbrechen werden."

„Diesmal wird nichts passiren," sagte die Schwägerin. „Diesmal, lieber Lorenz, wird kein unerwartetes Ereigniß eintreten. Ich weiß das! Gott segne Dich, mein lieber Herzensmann. Schlafe sanft, mein Engel, und träume von Deiner The-

rese, wie ich von Dir träumen werde. Gute Nacht, mein Theodor!"

Die Bonne wechselte bei diesen Worten die Farbe und senkte verschämt die Augen in den Schoß. Als Herr Lorenz sich über seine Gattin beugte und ihr einen herzhaften Kuß auf die Lippen drückte, zuckte sie zusammen und warf einen so flehentlichen Blick auf die Schwägerin, daß sie ein Herz von Stein im Busen getragen haben müßte, wenn sie der stummen Bitte hätte widerstehen können. Sie schob daher Herrn Lorenz sanft zurück, drückte nochmals seine Hände und wisperte ihm mit holdem Erröthen zu: „Morgen! —"

Herr Lorenz begab sich auf sein Zimmer und schritt unruhig auf und ab. „Ich betrüge sie," sagte er zu sich selber — „es ist unrecht — aber was soll ich thun? Ihr eigener Charakter ist daran Schuld! Milchner und Güter stimmen mir bei, sind mir sogar behülflich — es kann also kein Unrecht sein — es ist auch kein Unrecht — und ich frage jeden Ehemann, ob er mich verdammen kann — der alte Invalide macht ein gutes Geschäft — ich werde die Bonne los — Therese wird glücklicher und zufriedener sein, wenn

sie erst Kinder hat — mag daraus werden, was da wolle — morgen habe ich einen Vater!"

Mit diesem Entschlusse begab er sich zur Ruhe, und er muß gut geschlafen haben, denn es war schon zehn Uhr Morgens, als er aufwachte. Auf zehn Uhr war aber sein Vater bestellt, und schneller als jemals zuvor warf er sich in die Kleider. Er hatte noch nicht das Rasirmesser aus der Hand gelegt, als Minna ihm meldete, es sei ein fremder Herr da, der ihn dringend zu sprechen wünsche. „Es ist ein alter Mann," fügte Minna hinzu.

Herr Lorenz wischte sich den Seifenschaum aus dem Gesichte, warf seinen Schlafrock über und stotterte: „Er soll hereinkommen."

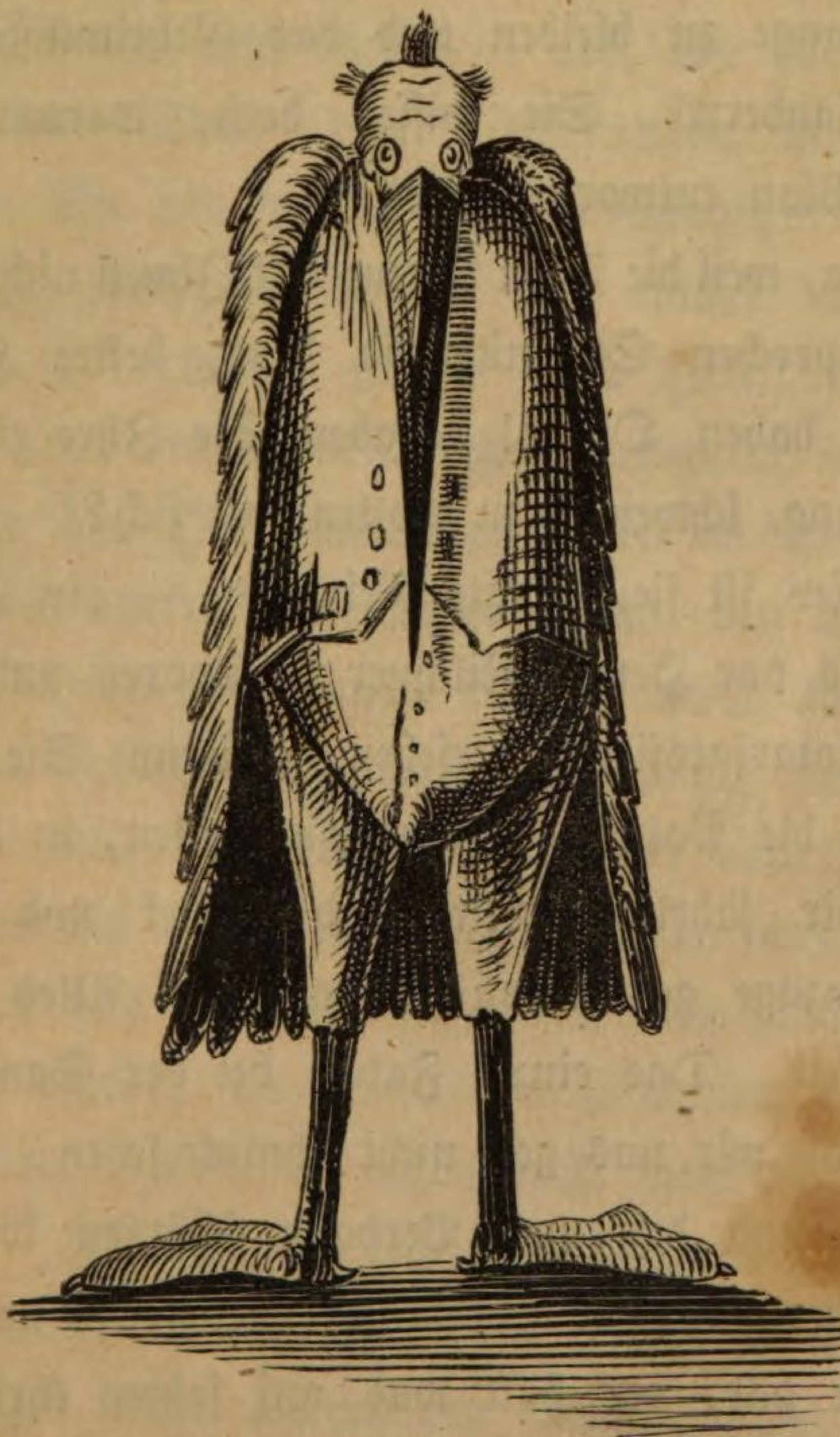
„Guten Morgen, mein Herr," sagte der Invalide, ein reinlicher, gutmüthig aussehender alter Mann, der von Gicht und Podagra zusammengezogen war — „Guten Morgen! Sind Sie Herr Lorenz?"

„Sprechen Sie leise," antwortete Herr Lorenz; „ganz leise und nehmen Sie Platz." Er verriegelte beide Thüren, stopfte Zeitungspapier in die Schlüssellöcher und zog den alten Mann zu sich auf's Sopha.

„Sie wissen von Allem Bescheid? Herr Doctor Milchner hat Ihnen Alles gesagt?“

„Ich habe es auswendig gelernt, und der Herr Doctor hat mich noch heute Morgen überhört. Sie können mich examiniren, wenn es Ihnen gefällig ist. Sie sind am 13. Mai 1816 geboren und heißen Theodor Lorenz; ich habe Sie gleich nach Ihrer Geburt in eine Lichtkiste gepackt, mit Watte und Moos in eine Lichtkiste gepackt und die Lichtkiste an edle Menschenfreunde adressirt. In einer Droschke, die dicht neben dem Polizeigebäude hielt, habe ich gewartet, bis die Lichtkiste von einem Polizeidiener gefunden und aufgehoben wurde. Sie wurden dann der Frau des Obernachtwächters Eule übergeben und traten mit dem funfzehnten Lebensjahre in das Comtoir des Herrn Burk, wo Sie eine kleine Summe, mein ganzes Erspartes — in Empfang nahmen. Ihre Mutter war ein gebildetes Mädchen, die Tochter wohlhabender Eltern, deren Ruf nicht compromittirt werden durfte; sie heirathete nachher einen Bierbrauer und starb im zweiten Wochenbette.“

„Vortrefflich,“ sagte Herr Lorenz — „es ist nur ein Glück, daß ich keine Mutter nöthig habe.



Herr Reimers.

Sie haben Ihre Lection gut gelernt, Herr Reimers. Sind Sie aber auch fest entschlossen, bei der Stange zu bleiben und das Geheimniß nicht auszuplaudern? Sie wissen doch, warum der ganze Plan entworfen ist?"

„Ja, weil die Frau Lorenz mit Ihnen nicht —"

„Sprechen Sie nicht so laut, bester Herr! Wände haben Ohren! Haben Sie Ihre eidliche Erklärung, schweigen zu wollen, bei sich?"

„Hier ist sie," sagte Reimers — „in Form Rechtens vor Herrn Milchner beschworen und mit dem Notariatssiegel versehen. Wenn Sie mir dagegen die Papiere einhändigen wollen, in denen Sie mir jährlich zweitausend Mark und zwei neue Anzüge garantiren — dann hat Alles seine Richtigkeit. Das einzig Fatale bei der Sache ist nur, daß wir uns gar nicht ähnlich sehen, Herr Lorenz, und daß man Verdacht schöpfen könnte. Wer aber so viele Jahre die Geldbriefe umhergetragen hat, der hält was auf seinen ehrlichen Namen, und es sollte mir weh thun, Herr Lorenz, wenn ich in meinen alten Tagen meinen guten Namen einbüßen müßte."

„Die Aehnlichkeit hat nichts zu bedeuten, mein

lieber Herr Reimers; es sieht gar mancher Sohn seinem Vater nicht ähnlich — aber Sie haben mir nur einen Theil Ihrer Instruction hergesagt. Wissen Sie den andern auch auswendig?“

„Es war mir immer, als müßte ich mich Ihnen zu erkennen geben,“ hub Herr Reimers an — „und oft, wenn ich Ihnen begegnete, schnürte es mir das Herz zusammen, weil ich Sie nicht umarmen durfte. So lange ich mit den Briefen und Packeten umherlaufen konnte, wußte ich mich noch zu beherrschen; denn der Mensch hat keine Zeit, desperat zu werden, wenn er vom frühen Morgen bis in die späte Nacht laufen muß. Als ich aber das Geschäft aufgab und in Ruhestand versetzt wurde, da kamen die Gedanken stärker, als früher, bis ich es zuletzt nicht mehr aushalten konnte. Ich erfuhr, daß Sie verheirathet seien und eine liebende Gattin besäßen, und da ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, das Glück meines Sohnes aus eigener Anschauung kennen zu lernen, wandte ich mich brieflich an Sie und fragte bei Ihnen an, ob Sie mir erlauben würden, mich zu erkennen zu geben. Ihre Antwort war ganz meinen Erwartungen gemäß, und nun

bin ich hier, um meinen Sohn und meine Tochter zu umarmen."

„Vortrefflich!" sagte Herr Lorenz. „Sie haben sich gut vorbereitet. Hier ist meine schriftliche Erklärung, Ihnen, als meinem Vater, jährlich zweitausend Mark ausbezahlen zu wollen —"

„Steht nichts von den Anzügen drin?" fragte Herr Reimers. „Ich habe in jedem Anstellungsdecret zwei Anzüge garantirt bekommen und muß darauf bestehen, daß sie mir auch in diesem Falle garantirt werden."

„Ich kann das in einer andern Urkunde versprechen —"

„Nein, nein! Es muß Alles in eine Urkunde! Es muß richtig sein, Herr Lorenz, sonst gebe ich mich nicht dazu her."

„In Gottes Namen denn," sagte Herr Lorenz, und schrieb die Worte: „Auch verpflichte ich mich, meinem Vater jährlich zwei neue Anzüge zu liefern."

„Complete" müssen Sie schreiben, Herr Lorenz. Rock, Hose, Weste und Stiefeln. Das Unterzeug schaffe ich mir selbst."

„Nun denn — ist es jetzt in Ordnung?"

Der alte Mann las die Urkunde durch, nickte mit dem Kopfe und sagte: „Bis auf die Unterschrift ist Alles in Ordnung.“

Als auch diese erfolgt war, erhob sich Herr Lorenz und sagte: „Jetzt kommt das Schwierigste. Ich werde meine Frau rufen! — Verlieren Sie nur nicht die Contenance und spielen Sie Ihre Rolle gut.“

„Haben Sie keine Sorge, Herr Lorenz; aber — nehmen Sie es nicht übel, haben Sie nicht einen Bittern bei der Hand? Ich bin als Soldat nie ins Gefecht gegangen, ohne einen Bittern zu nehmen; — es ist mir doch curios zu Muthe — haben Sie nicht einen Tropfen?“

„Ich habe Portwein und Madeira —“

„Es muß ein Bitterer sein, Herr Lorenz, glauben Sie mir, es geht sonst nicht.“

„Wenn es durchaus sein muß, will ich einen holen lassen —“ sagte Herr Lorenz zögernd.

„Lassen Sie einen holen; es muß sein.“

Herr Lorenz öffnete behutsam die Thür, um Minna zu rufen, stieß aber gegen seine Frau und die Bonne, die vor Neugierde zitternd an der Thür standen.

„Ist er es?“ fragten sie Beide wie aus einem Munde.

„Er ist es,“ antwortete Herr Lorenz, „aber ihm ist von der Aufregung unwohl geworden und er verlangt einen Bittern. — Schnell, Bonne, lassen Sie Minna welchen holen.“

„Um's Himmels Willen, Theodor — ist er sehr unwohl? Ist Gefahr? Sollen wir Kamillenthee —?“

„Nein, nein!“ protestirte Herr Lorenz — „schnell einen Bittern.“

„Darf ich denn nicht hinein und in seine Arme fliegen — in die Arme Deines Vaters, mein theuerster Theodor?“

„Wenn Minna den Bittern gebracht haben wird! Mäßige Deine Freude, Therese, es könnte dem alten Manne schaden, Dich so aufgeregt zu sehen.“

„Sprich die Wahrheit, Theodor, — ist er ohnmächtig? Gewiß er ist ohnmächtig! Die Freude des Wiedersehens hat den armen alten Mann so angegriffen — ach, Theodor, wenn jetzt noch etwas passirte!“

„Es passirt aber nichts, wenn Minna nur

bald mit dem Bittern kommt; aber da ist sie schon; bleibt noch einen Augenblick draußen; gleich werde ich Euch rufen."

Herr Lorenz eilte mit der Flasche ins Zimmer, verriegelte wieder die Thür und schenkte mit zitternder Hand ein Glas voll.

„Es ist grüner," sagte Herr Reimers mit einem verächtlichen Blick — „behalten Sie den für sich; ich trinke niemals grünen Bittern."

„Aber um's Himmels Willen, welchen denn?"

„Braunen mit Kalmus drin."

„Braunen? Giebt es auch braunen Bittern?"

„Ja, mit Kalmus! Aber lassen Sie nur sein; es wird schon so gehen, je eher daran, je eher davon! Das lange Warten und die Herzbeklemmung taugen nichts. Lassen Sie Ihre Frau in Gottes Namen kommen; ich glaube, es wird gehen!"

Herr Lorenz blickte seinen Adoptivvater prüfend an; da er aber sah, daß der alte Mann ruhig und gefaßt war, entschloß er sich, die Thür zu öffnen.

„Mein Vater ist wohl genug, um Dich zu empfangen," sagte er, „tritt näher, liebe Therese,

und auch Sie, Bonne, mögen Zeuge unsers Glückes sein."

Dem alten Manne traten die Schweißtropfen auf die Stirn, als er die Schwägerin mit ausgebreiteten Armen auf sich zukommen sah. Er ging ihr aber einen Schritt entgegen, preßte sie ans Herz und sagte: „Freut mich, daß ich die Ehre habe."

Es erfolgte nun eine Scene, die sich leichter denken als beschreiben läßt. Die Schwägerin ermüdete nicht, Fragen an ihren Schwiegervater zu richten und die Stunde zu segnen, in der es ihr vergönnt gewesen war, sein theures Angesicht mit Küssen zu bedecken; Herr Loreuz rieb sich vergnügt die Hände, weil sein Vater alle Fragen richtig beantwortete und auch ohne den Bittern seine Rolle vortrefflich spielte, und der alte Mann fühlte sich, nachdem die erste Mahnung des Gewissens unterdrückt war, so behaglich bei den Liebkosungen der Schwägerin, daß er sie mit aufrichtigem Wohlbehagen betrachtete und sich von dem neuen Berufe eines Vaters die angenehmsten Tage versprach.

Nur die Bonne saß nachdenkend in der Ecke

des Zimmers. Sie hatte von der frühesten Jugend des Herrn Lorenz so viel gewußt, daß er bei dem Obernachtwächter erzogen worden war; daß er in einer Lichtkiste gefunden war, hatte sie nicht gewußt; sie horchte mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung des Invaliden, erblaßte bis in den Mund, als sie hörte, daß die Worte: „An edle Menschenfreunde“ auf der Kiste gestanden; sie preßte beide Hände ans Herz, als sie von Moos und Baumwolle hörte, und wimmerte leise, als von der Summe die Rede war, die bei Herrn Burk für Herrn Lorenz deponirt gewesen. Als aber die Schwägerin nach dem Namen des Obernachtwächters fragte, und Herr Reimers diesen nannte; als die Schwägerin sich nach dem Geburtstage ihres Gatten erkundigte und Herr Reimers den 13. Mai 1816 als den Tag bezeichnete, an welchem er durch die Geburt eines Sohnes zugleich erschreckt und erfreut worden sei — sank die Bonne ohnmächtig vom Stuhle und schnappte nach Luft wie ein Fisch, den man aus dem Wasser gezogen.

Vater, Sohn und Tochter waren mit sich selbst zu sehr beschäftigt, als daß sie bemerkt haben

sollten, welch schrecklichen Kampf der Bonne die Erzählung des Invaliden verursachte; sie fuhren daher erschrocken auf, als sie sie plötzlich zu Boden fallen und wie eine Sterbende röcheln hörten.

Die Schwägerin war die Erste, der Ohnmächtigen zu Hülfe zu kommen; da es ihr aber an Kräften gebrach, den schweren Körper allein aufzurichten, trat der Invalide hinzu, um ihr in ihrem menschenfreundlichen Bestreben beizustehen. Er bückte sich, legte beide Arme um die Taille der Ohnmächtigen und hatte sie halb von der Erde aufgehoben, als sie einen gellenden Schrei ausstieß und von Neuem besinnungslos hinfiel. Vater und Sohn sahen sich erschrocken an. „Wer ist die Dame?“ fragte der Vater leise.

„Unsre Bonne,“ antwortete Herr Lorenz.

„Wie heißt sie?“

„Philippine Gulbig.“

Der Invalide zuckte zusammen, warf einen flehenden Blick gen Himmel, drückte seinem Sohne die Urkunde in die Hand, in welcher ihm Pension und Anzüge gesichert wurden, und flüsterte, vor Angst und Aufregung zitternd: „Lassen Sie

mich verschwinden — ein andermal! O, mein Herr und Vater!"

Die Bonne röchelte lauter als zuvor; Herr Lorenz sprang hinzu, um seiner Therese beizustehen — und der Invalide stürzte mit einer Behendigkeit zur Thür hinaus und die Treppen hinunter, die einem Jüngling von 18 Jahren alle Ehre gemacht haben würde.

In demselben Augenblicke, wo der Vater die Thür hinter sich zuwarf, schlang aber die Bonne beide Arme um den Nacken des Herrn Lorenz und flüsterte ihm zwei Worte ins Ohr, die ihm einen so lauten und herzzerreißenden Jammerruf entlockten, daß die Schwägerin in die Kniee sank und mit bebendem Kinn fragte, was ihm passirt sei.

Herr Lorenz vermochte nicht zu antworten. Er zitterte am ganzen Körper, wie ein Espenlaub, die Haare standen wild zu Berge, der Mund hing schlaff herab, die Kniee schlotterten und die Augen standen starr in ihren Höhlen.

„Wo ist Dein Vater?" fragte die Schwägerin mit matter Stimme.

„Er hat keinen Vater," wimmerte die Bonne.



Wo ist Dein Vater?

„Wer wagt zu sagen, daß er keinen Vater hat? Bonne, wie mögen Sie noch zweifeln?"

„Weil ich Gewißheit habe!"

„Gewißheit? Woher haben Sie Gewißheit?"

„Weil ich — seine — Mut — ter — bin!"

„Gott sei meiner armen Seele gnädig!" kreischte die Schwägerin.

„Mein Sohn!" rief die Bonne.

„O, Jesus Christus!" stöhnte Herr Lorenz.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Es herrschte in dem Hause des Herrn Lorenz feierliche, ernste Stille. Die Bonne lag im Mittelzimmer, die Schwägerin in ihrem und Herr Lorenz in seinem Bette. Die Verbindungsthüren standen offen und Herr Güter schlich theilnehmend von dem einen Patienten zum andern, während Bertha sich zur Pflegerin ihrer Tante, und Milchner sich zum Trostengel Herrn Lorenz' erklärt hatten. Die Bonne bedurfte der meisten und sorgsamsten Pflege, wollte sich aber durchaus nicht von Herrn Güter bedienen lassen, weil ihre Schüchternheit sich allzusehr gegen die Aufmerksamkeiten eines männlichen Krankenwärters sträubte. Es war daher Minna's, der Köchin schöner Beruf, ihr regelmäßig frische Eisumschläge um die

glühende Stirn zu legen und die vorgeschriebenen Medicinen zu verabreichen.

„So nahe am Ziele," wimmerte die Schwägerin! Ach Bertha, mein armer, armer — armer Theodor! Er war so glücklich! Das Leben lächelte ihm so liebevoll entgegen — und ach! jede Hoffnung ist zu Grunde gegangen!"

„Tröste Dich, liebe Tante," sagte Bertha — welche die Anspielungen der Schwägerin nicht verstand — „Onkel wird noch glücklich werden. Er ist ja so gut!"

„Ja, er ist gut! Wenn Du ihn gesehen hättest, Bertha, wie zärtlich er mit seinem vermeintlichen Vater war; wie er so ganz kindliche Liebe und Aufmerksamkeit war — ach, mein Kind! Wenn ich doch nur erst Gewißheit hätte!" —

„Weigerte sie sich denn entschieden, Ihren Vater zu nennen?" fragte Dr. Milchner Herrn Lorenz, der auf dem Rücken lag und unverwandt den Glockenzug anstarrte. „Hat sie auch nicht eine Spur angeben wollen?"

„Nichts!" stöhnte Herr Lorenz.

„Fiel sie denn gleich in diesen halbohnmächtigen Zustand?"

„Gleich!“

„Eigenthümlich!“ sagte Dr. Milchner. „Ich habe Reimers inquirirt und von ihm die eidliche Erklärung bekommen, daß er keine Ansprüche auf Ihre Kindesliebe hat. Er ist mit Ihrer Mutter anderthalb Jahre lang verlobt gewesen, hat aber ihrer Hand entsagt und sie seitdem nicht wieder gesehen, bis zu jenem verhängnißvollen Morgen! Wenn aber Ihre Mutter wenigstens das beschwören wollte, daß die Befürchtungen Ihrer Frau Gemahlin unbegründet wären — so käme am Ende wenig darauf an, wer der Urheber Ihrer Tage ist —“

Herr Lorenz blieb unbeweglich liegen und gab kein anderes Lebenszeichen von sich, als daß er seine trockene, heiße Zunge mechanisch zwischen den Lippen spielen ließ.

Minna brachte frisches Eis, füllte eine neue Blase und legte sie behutsam auf die Stirn der Bonne.

„Wird's ein bischen besser, Fräulein?“ fragte die theilnehmende Köchin.

Die Bonne wischte mechanisch einen Tropfen

Wasser fort, der aus der Eisblase in ihren Mund zu laufen drohte.

„Noch keine Linderung? Fräulein sehen doch besser aus, nicht mehr so erschrecklich elend, wie heute Nacht! Na! die Nacht! Ich hätte nicht geglaubt, daß Herr Lorenz und Frau Lorenz bis zum Morgen leben würden."

„Wie geht es ihnen jetzt?" lispelte die Bonne.

„Besser. Madame spricht schon wieder mit Fräulein Bertha; aber der Herr ist noch recht schlecht!" —

„Allegro, liebe Cousine," ermahnte Herr Güter. „Wer wird sich so grämen! Warum diese Trennung von Ihrem Gatten? Habt Ihr Euch erzürnt, meine Lieben, so söhnt Euch wieder aus! Was giebt es Schöneres auf Erden, als eine Versöhnung zwischen Gatten? Sollen Milchner und ich Herrn Lorenz in seinem Bette herübertragen? Es wird ihm wohlthun, Ihr liebes Gesicht zu sehen und sich von Ihrem Wohlbefinden zu überzeugen."

Die Schwägerin erröthete und drückte Bertha's Hand stärker.

Herr Güter nahm ihr Schweigen für Ein-

willigung und schlich behenden Schrittes in Herrn Lorenz' Zimmer. „Wir sollen das Bett hinübertragen," sagte er zu Milchner; „fassen Sie das Kopfende an, ich will hier anpacken."

Herr Lorenz drehte mühsam den Kopf und blickte Herrn Güter fragend an.

„Versöhnung wollen wir feiern, Vetter Lorenz! Corpo di dio! Wer wird so lange maulen! Angefaßt, mein lieber Milchner! So!"

Milchner that nur gar zu gern, was sein Schwiegervater von ihm verlangte, und wenn die Last auch keine geringe war, so brachten die beiden kräftigen Männer doch ohne sonderliche Anstrengung das Bett des Herrn Lorenz neben das seiner treuen Therese. Als sie das Mittelzimmer durchschritten und bei dem Lager der Bonne dicht vorbei kamen, streckte sie die Hand nach ihrem Sohne aus; er erwiderte ihren Händedruck, während zwei dicke Thränen aus seinen halbgeschlossenen Augen herabrollten.

Als die beiden Betten neben einander standen und die Ehegatten mit Hülfe ihrer Krankenwärter so zurecht gelegt waren, daß sie sich gegenseitig in die Augen sehen und sich die Hände reichen konn-

ten, erhob Herr Güter seine Stimme und sagte:

„Mein Vetter Lorenz und meine werthe Cousine! Was auch immer der Grund Eures Zerwürfnisses gewesen sein mag — vergeßt ihn und denkt ihm weiter nicht nach! Mann und Frau sollen Eins sein und uns unverheiratheten Leuten ein Beispiel der Liebe und Eintracht geben! Ich und mein Schwiegersohn haben Euch ohne Euren speciellen Befehl vereinigt, und eher soll dieser Arm verdorren, ehe ich eins dieser Betten wieder hinaustrage! Was zusammen gehört, das muß zusammen bleiben, und damit Basta!"

Die Schwägerin kämpfte einige Minuten mit sich selbst. Endlich flüsterte sie Bertha leise etwas ins Ohr, und im nächsten Augenblick war sie mit ihrem Gatten und den beiden Freunden allein.

Was aber in dieser Conferenz besprochen wurde, hat Herr Lorenz uns nicht mitgetheilt.

Eine Stunde später schritt Herr Güter mit Bertha feierlich über den Jungfernstieg und flüsterte ihr zu: „Es ist trotz Allem und Allem ein großes Glück, einen Vater zu besitzen, und wäre

es auch nur ein so närrischer Kauz und armer Schlucker, wie ich einer bin!"

Bertha sah ihm fragend ins Auge, Herr Güter richtete aber den Blick auf die Alster und sagte: „Dieses prachtvolle Wasser, meine Lotosblume, welches Hamburg einen Reiz verleiht, wie ihn kaum eine andere Stadt haben dürfte, hat ein speculativer Kopf mit Schutt ausfüllen wollen, um die Speicher der Börsenmänner da aufzurichten, wo jetzt fröhliche glückliche Menschen unter Sang und Klang auf- und abfahren und mit den stolzen Schwänen in die Wette rudern. Die thörichten Spießbürger haben den Plan des Ehrenmannes verworfen, weil ihnen der Anblick der schönen Natur lieber ist, als eine Reihe von Speichern! Mir ist bange vor den Hamburgern! Laß uns nach Hause gehen, mein Palmenblatt."

Achtundzwanzigstes Capitel.

Es waren seit Bertha's erstem Debüt mehrere Monate verflossen, die für Herrn Burk nicht zu den angenehmsten gehörten. Der Bruch mit Baron Wupdikutz kränkte sein Ehrgefühl — oder richtiger seine Eitelkeit auf das Grausamste, und was fast noch schlimmer war, er fühlte sich plötzlich allein und hatte Niemanden, dem er sein Herz erschließen konnte. Wohl lebte er in Saus und Braus, wohl fuhr er mit Vieren über den Wall und den Jungfernstieg, wohl gab er Feste und Gastmähler, Bälle und Concerte, wohl erhielt er Besuche von Vornehmen — aber es war in seinem innersten Herzen eine Leere, die ihn wie ein böses Gespenst verfolgte. Das waren aber nicht seine einzigen Leiden! Ernestine konnte sich

in die Entfernung des Barons nicht finden, und je öfter sie ihn an Alfreds Fenster sah, desto tiefer ward ihr Verlangen, ihn den ihrigen zu nennen, damit sie ihn zu einem vernünftigen Menschen machen könne. Statt ihn zu hassen und zu verachten, fing sie an, ein unwiderstehliches Verlangen nach ihm zu spüren; hätte sie lieben können, so würde sie ihn geliebt haben; da Gott aber ihr Herz der Gnade verschlossen hatte, trug sie nur ein heißes Verlangen nach ihm, wie ja auch der gefallene Engel von Sehnsucht nach einer ihm abtrünnig gewordenen Seele schmachten soll. Ernestine war ein unbefriedigtes Gemüth geworden und hing wie eine graue Regenwolke über dem Horizonte ihres Vaters. Verdrießlich und mißmuthig mischte sie sich unter die Gäste, welche tagtäglich ihr Haus füllten; mit Auguste war sie unfreundlicher und streitsüchtiger als je, und ihrem Vater warf sie seine Verschwendung in Ausdrücken vor, die ihn oft zu energischen Ausrufungen hinrissen. War nun Auguste auch das gerade Gegentheil ihrer ältern Schwester, so besaß sie doch gerade die Eigenschaften, welche dem Vater bei seiner reizbaren Gemüthsstimmung

am allerwenigsten zusagen konnten. Sie war immer heiter, immer zu witzigen Bemerkungen aufgelegt, reizte ihn zu neuen Ausgaben und klatschte in die Hände, wenn er beim Pharao eine Geldrolle nach der andern einsetzte und verlor. Ihr Herz war bei Alfred und ihrem Schmuck, und da Alfred den ganzen Tag über am Fenster saß und in der Telegraphie überraschende Fortschritte machte, der Schmuck aber von Herren und Damen gleich sehr bewundert wurde, fehlte ihr zu ihrem Glücke nichts, und es wäre mehr als barbarisch gewesen, wenn man von ihr verlangt hätte, daß sie ihrem „griesgrämigen Vater" und dem „dummen, alten Vogel" auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenken sollte.

Weil aber Niemand, selbst ein Burk nicht, ohne einen Freund leben kann, dem er sein Herz rücksichtslos aufschließen darf; und da Salomon Hirsch nie aufgehört hatte, dem Herrn Baron mit hündischer Unterthänigkeit zu schmeicheln, war allmälig ein Verhältniß zwischen dem reichen Börsenbaron und dem armen Juden entstanden, das einigermaßen für das durch Baron Wupdikutz' „impertinentes Wesen" abgebrochene Freundschafts=

band Ersatz leistete. War ja doch Salomon der Erste gewesen, die schlummernde Eitelkeit in dem Busen des Geschäftsmannes zu wecken; war er es ja gewesen, der ihm zuerst die Idee eingegeben hatte, sich zum Baron ernennen zu lassen! Freilich konnte Salomon nicht den feinen und geriebenen Baron Wupdikutz ersetzen, aber er konnte schmeicheln, sich grob behandeln lassen, über Wupdikutz schimpfen helfen, und Herrn Burk rapportiren, wie sehr er von den Hamburgern bewundert wurde. Herr Burk war in der Schule seines polnischen Freundes nicht ungelehrig gewesen; er hatte gelernt, über ein Pferd und eine Tänzerin zu sprechen und da Salomon weder von Reiten noch von Tanzen einen Begriff hatte, aber wie alle Juden — den schmierigsten polnischen Juden nicht ausgenommen — über nichts lieber sprechen hören, als über ein schönes Pferd und eine elegante Tänzerin, so hatte Herr Burk den großen Vortheil, daß er über ein Thema sprechen konnte, das den gehorsamen Zuhörer nicht ermüdete, ihm selbst aber ein bedeutendes Uebergewicht über den Juden gab. Salomon wurde Herrn Burk allmälig unentbehrlich und erschien fast jeden Mor-

gen, um dem gnädigen Herrn Baron seine unterthänige Aufwartung zu machen.

Bei diesen Levers wurde aber nicht bloß von Pferden und dergleichen gesprochen; Herr Burk hatte in letzter Zeit sehr viel Unglück im Spiel gehabt und klagte bisweilen, freilich mit einem aristokratischen Lächeln, über die Summen, die er nach und nach verjubelt hatte. Nun traf es sich aber, daß Salomon ein gutes Gedächtniß für Zahlen hatte, und daß er that, was Herr Burk zu thun unterließ — daß er genaue Rechnung über die Ausgaben des gnädigen Herrn führte. Er hatte sich ein eigenes Büchelchen angelegt, in welchem der Preis der Pferde, Equipagen, Bilder, Statuen u. s. w. neben den häufig wiederkehrenden Verlusten aufgezeichnet wurden, und aus diesem Büchelchen berechnete er, daß Herr Burk, außer den 800,000 Mark für die Domainen in Schweden schon 3—400,000 Mark theils unnütz verausgabt, theils im Spiel verloren hatte. Der Fürst Käsemofsky hatte allein an einem Abende 50,000 Mark gewonnen, und da die Spielwuth des Herrn Burk sich in dem Verhältnisse steigerte, in welchem er von den Schmarotzern ausgesogen

wurde, die sein Haus belagerten, stand zu erwarten, daß sein Baarvorrath bald erschöpft sein würde. Dieser Augenblick war es, den Salomon Hirsch herbeisehnte. Er hatte bei dem Ankauf der Gewehre für Amerika eine hübsche Summe verdient; der Ankauf der schwedischen Domainen hatte ihm 50,000 Mark eingetragen, (die Hälfte des Profits war in die Hände des Baron Wupdikutz übergegangen —) und Salomon sah sich demnach in der Lage, „einem Cavalier, der in Geldverlegenheiten gerathen war," Vorschüsse zu leisten. „Habe ich ihn erst so weit," dachte Salomon, „daß er von mir muß borgen, dann werde ich sehen, ob sich nichts läßt machen mit den Domainen. Gott, wenn ich könnte machen einen Rebbes und kriegen eins von die Güter in Schweden! Wie wollt' ich mir machen nobel und fahren im Wogen!"

Der Umstand, daß Herr Burk in seiner frühern Stellung keine Freunde oder genauere Bekannte gehabt, sondern ein höchst einförmiges und unerquickliches „Geschäftsleben" geführt hatte, kam allen denen, welche auf sein Geld speculirten, sehr zu statten. Es war Niemand da, der ihm

zurufen konnte, inne zu halten; im Gegentheil, Alle die mit ihm in Berührung kamen, trieben ihn spornstreichs dem Abgrunde zu. Die Einzige, die ihn hätte retten können, Ernestine, verträumte ihre Tage am Fenster und vergaß über den Baron Wupdikutz sogar das Anschreiben der täglichen Ausgaben für Milch und Suppenkraut.

Wir haben schon mehrfache Gelegenheit gehabt, die Furcht Herrn Burks vor einer Blamage zu erwähnen; er zitterte wie ein Kind vor dem Gedanken, irgend etwas sagen oder thun zu können, wodurch er sich blamiren würde. Diese Schwäche war vielleicht das Einzige, was ihm von seinem früheren Leben als Kaufmann anklebte; er war es gewohnt gewesen, seinen Bart nach dem Börsenreglement zu stutzen, sich nach diesem Reglement zu kleiden und zu schneuzen und Alles ängstlich zu vermeiden, was irgendwie die Aufmerksamkeit der übrigen Börsenmänner auf ihn hätte lenken können. Er wußte, daß ein Börsenmann kein selbstständiges Individuum, sondern nur ein Glied in der großen Kette ist, die durch gegenseitiges Festhalten an Procenten erstarkt, aber kein fremdes Element unter sich duldet. Wie er

nun in früheren Tagen sich lieber auf der Sternschanze bei Hamburg hätte köpfen lassen, als daß er mit einem Schnurrbart auf der Börse erschienen wäre, so war er in seinem neuen Stande vor nichts so bange, wie vor der Gefahr, sich zu blamiren. Das Wort allein versetzte ihn in nervöse Aufregung — und dennoch hatte er sich durch seinen Brief und die Geldsendung an die Gutero unsterblich blamirt! Tausende würde er drum gegeben haben, wenn er die Sache hätte rückgängig machen können; — und da er es nicht konnte, nagte ein Wurm an seinem Herzen, der durch jeden neuen Erfolg Bertha's, durch jedes lobende Urtheil, das über sie gefällt wurde, neue Nahrung erhielt. Zu seinem Unglücke feierte Bertha aber unausgesetzt neue Triumphe; zu seinem Unglücke widerhallte ihr Lob in jeder Gesellschaft, in jeder Zeitung. Ihr Bild und ihr Brief verfolgten ihn unaufhörlich und trieben ihm das Blut in die Wangen, und da er nicht geistige Kraft genug besaß, um seine schöne Nichte persönlich um Verzeihung zu bitten und sich durch diesen Schritt Ruhe zu verschaffen, verfiel er den Einflüsterungen des Juden Hirsch, der ihm rieth, gegen Gemüths-

beklemmungen eine „Herzstärkung“ zu nehmen. Das Mittel half allerdings für kurze Zeit, hatte aber den großen Nachtheil, daß Herr Burk dem Champagner übermäßig zusprach, um sich in heitere Stimmung zu versetzen, und im Champagnerrausche bedeutendere Summen verlor, als sich mit den Finanzen eines Nabob vertragen hätte. Je mehr Champagner Herr Burk trank, je mehr Geld er verspielte und je mehr unsinnigen Aufwand er machte, desto quälender wurde ihm die Erinnerung an Bertha, die ihn wie der Geist Banquo's verfolgte. Der bedauernswerthe Millionair war so sehr Sclave seiner Schmarotzer geworden, daß er allwöchentlich mit ihnen die Oper besuchen und Bertha singen hören mußte; und obgleich er von Spiel und Gesang nichts, oder so gut wie nichts verstand, machte die gefeierte Sängerin doch einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Herz. Von seinen Freunden auf die unvergleichlichen Vorzüge seiner eigenen Nichte aufmerksam gemacht, begann er allmälig sie zu bewundern, und er würde sich sterblich in sie verliebt haben, wenn er sich nicht unsterblich vor ihr blamirt hätte.

Aber selbst wenn er sich der Gefahr klar bewußt gewesen wäre, die seinem Herzen drohte, würde er sie seinem Vertrauten Salomon Hirsch nicht verrathen haben. Ein Burk hält es für eine Schande, oder doch für eine lächerliche Schwäche, sich zu verlieben, und wenn er das unpraktische Gefühl nicht unterdrücken kann, so verheimlicht er es wenigstens, um in den Augen der andern Burks nicht seinen Credit zu verlieren.

Herr Burk war also auf dem besten Wege, sich zu Grunde zu richten und ein Opfer seiner Eitelkeit zu werden, als ein Ereigniß eintrat, welches wir uns beeilen wollen, dem Leser mitzutheilen.

Ernestinens Geburtstag sollte gefeiert werden. Das reizende Mädchen hatte nach alter Gewohnheit ihre Wünsche aufgeschrieben und den Zettel in die Hände ihrer Schwester niedergelegt, die wiederum nicht verfehlt hatte, dem Vater die kindliche Bitte seiner Erstgeborenen zu überreichen.

In früheren Zeiten hatte das praktische Mädchen um einen silbernen Fingerhut, ein Dutzend Taschentücher oder sonstige Gegenstände gebeten;

heute war es anders. Lange hatte sie mit sich selbst gekämpft, bis sie endlich mit zitternder Hand — „Baron Wupdikutz“ schrieb.

Herr Burk rieb sich die Augen und glaubte, nicht recht gelesen zu haben; aber wie sehr er auch rieb, der Name starrte ihm immer von neuem entgegen.

„Ernestine soll herkommen,“ schnarrte er Auguste entgegen. „Gleich auf der Stelle soll sie kommen.“

Die Gerufene erschien und fragte den Vater nach seinem Begehr.

„Hast Du Dir den Baron gewünscht?“ fragte Herr Burk mit zornglühenden Augen.

„Ja!“ antwortete Ernestine mit zitternder, aber lauter Stimme.

„Habe ich Dir nicht befohlen, ihn zu vergessen? Habe ich Dir nicht verboten, seinen Namen zu nennen?“

„Ja! Das hast Du!“

„Und willst Du mir nicht gehorchen? Ich frage, ob Du mir gehorchen willst? Ja oder Nein?“

„Nein!“

„Wie? mir das? Ungehorsam und Rebellion? Mein eigenes Kind? Mein Fleisch und Bein?“

Ernestine warf ihrem Vater einen ihrer grauen Blicke zu und verzog höhnisch den Mund. „Das Denken und Wünschen kannst Du mir nicht verbieten, Papa, und daß Du es nur weißt, ich denke viel an den Baron und wünsche ihn mir zu meinem Geburtstage.“

„Hat je ein Mensch dergleichen gehört?“ rief Herr Burk, vor Wuth auf den Tisch schlagend. „Sie wünscht sich zu ihrem Geburtstage einen Mann, und was für einen — den hergelaufenen, luftigen, windigen —“

„Mache es nicht zu arg, Papa! Hergelaufen ist er nicht, sondern von Dir ins Haus gebracht und mit großen Ehren behandelt —“

„Aber windig ist er und luftig und —“

„Es hat Jeder seine Fehler, Papa! — Mag er aber sein, wie er will; ich wünsche, daß er zu meinem Geburtstage eingeladen werde, damit ich Gelegenheit finde, mit ihm zu sprechen.“

„Willst Du denn den Hans Hasenfuß heirathen?“

„Das geht Dich nichts an, Papa. Ich will

ihn sprechen; er soll eingeladen werden, damit ich ihn sprechen kann!“

Herr Burk blies die Backen auf und ging wie ein gereizter Kampfhahn im Zimmer auf und ab.

„Nach dem, was zwischen mir und jenem Wicht vorgefallen ist, wagst Du es mir zuzumuthen, daß ich ihn einladen soll, an meiner Tafel Platz zu nehmen? Ist alles noble Gefühl aus Deinem Herzen heraus? Schämst Du Dich nicht?“

Ernestine ließ sich durch die Heftigkeit ihres Vaters nicht einschüchtern, und da sie aus Erfahrung wußte, daß er sie mehr fürchtete, als sie ihn, blieb sie ihm keine Antwort schuldig.

„Ich habe mein zweiundzwanzigstes Jahr erreicht, bin mündig und kann mein mütterliches Erbtheil antreten,“ sagte sie. „Willst Du den Baron nicht einladen, so gehe ich zu Tante Lorenz und bitte sie, ihn einzuladen. Geladen wird der Baron, magst Du wollen oder nicht, Papa, und ich denke, daß ich mich bei der guten Tante vielleicht besser amüsiren werde, als hier!“

„Bei Tante Lorenz? Bei meiner Schwägerin?

Sieh mal an! Aber ich will einen Riegel vorschieben. Ich will mir Ruhe verschaffen, so wahr Gott lebt, ich werde Ruhe haben. Mir aus den Augen, Ernestine! Geh auf Dein Zimmer, Mädchen. Ich will Dich nicht sehen. Auguste soll herkommen! Hörst Du nicht — Auguste soll kommen."

Ernestine ging, nachdem sie ihrem Vater einen wüthenden Blick zugeworfen, ins Nebenzimmer und sagte ihrer Schwester, daß Papa sie zu sprechen wünsche. „Hat er Eile?" fragte Auguste, die sich wie gewöhnlich am Fenster mit Alfred unterhielt. „Ich weiß nicht," antwortete Ernestine, indem sie sich vor den Spiegel stellte und das Haar aus dem Gesicht strich. „Papa ist heute wieder recht liebenswürdig!"

„Dein auf ewig," telegraphirte Auguste, als die Thür aufgerissen wurde und Herr Burk mit donnernder Stimme rief: „Willst Du kommen, wenn ich Dich rufen lasse? Willst Du?"

Auguste drehte neckisch das Lockenköpfchen, warf die Lippe in die Höhe und sagte: „Buh, Papa, wie zornig!"

„Wirst Du kommen?" wetterte Herr Burk.

„Ich komme schon,“ antwortete sie, nachdem sie Alfred verstohlen einen Kuß zugeworfen — „hier bin ich, Papa, was giebt es denn? Du siehst ja schrecklich böse aus!“

„Auguste!“ sagte Herr Burk, indem er die Thür hinter ihr zuschlug, — „Auguste, ich will Ruhe haben. Höre mich an! Ernestine hat Dir einen Wunschzettel gegeben. Weißt Du, was sie sich wünscht? Den Baron!“

„Den Baron?“

„Ja, den Baron! Ich soll ihn zum Essen einladen, weil sie mit ihm sprechen will!“

„Nun?“

„N—u—n? Bei Gott, Ihr macht mich wahnsinnig! Wie kannst Du „nun“ fragen! Ich will den Verräther nicht sehen, und ich kann es nicht ertragen, daß die vernünftige und praktische Ernestine mir solche Streiche spielt. Kinder, was soll aus uns werden, wenn das so fortgeht!“

„Verheirathe uns, Vater, dann bist Du uns los,“ antwortete Auguste mit einem koketten Lächeln.

„Am Ende möchtest Du auch den verfluchten Kerl, den Wupdikutz heirathen?“

„Bitte, Papa — ich habe bessern Geschmack! Wenn ich mal heirathe, so nehme ich einen Lieutenant.“

Herr Burk fuhr drei Schritte zurück, griff sich mit beiden Händen nach dem Kopf und blickte seiner Tochter mit der äußersten Bestürzung in das lächelnde Gesicht.

„Ja, Papa, warum soll ich nicht einen Lieutenant heirathen? Ich kenne einen, der Dir gewiß gut gefallen würde.“

„Immer besser! Am Ende soll ich den auch noch einladen? Aber — hier stieß Herr Burk einen Fluch aus — ich schaffe mir Ruhe. Meint Ihr, daß ich meine Pläne alle durch Euch soll zu Schanden machen lassen? Ihr heirathet, wen ich will und damit Basta!“

„Wen ich heirathen werde, weiß ich,“ antwortete Auguste spöttisch lächelnd. „Mach nur keinen Lärm, Papa — es nützt doch nichts; mein Geliebter heißt Alfred.“

Herr Burk vermochte sich nicht zu fassen. Er sprang auf Auguste zu und würde sich wahrscheinlich an ihr vergriffen haben, wenn nicht plötzlich

die Thür aufgegangen und niemand anders, als die Schwägerin eingetreten wäre.

Der unerwartete Anblick wirkte auf Herrn Burk wie ein elektrischer Schlag. Er schrumpfte zusammen und stieß einen kläglichen Stoßseufzer aus.

„Guten Morgen, Herr Burk," sagte die Schwägerin.

„Was führt Sie in das Haus des Baron Burk?" fragte er mit mühsam erkämpfter Fassung.

„Ich will Herrn Burk fragen, wer die hundert Mark bei ihm deponirt hat, welche mein Gatte Theodor Lorenz am 16. Mai 1831 bei ihm gehoben hat. Ich will Gewißheit, Herr Burk."

„Soll ich Matthis rufen lassen? Wollen Sie mich insultiren?"

„Geh hinaus, Auguste," sagte die Schwägerin, „ich habe mit Deinem Vater allein zu sprechen, geh, Kind." Als Auguste, die nur gar zu froh war, sich zurückziehen zu dürfen, die Thür hinter sich zugeworfen, hub die Schwägerin von Neuem an: „Wenn Sie Matthis rufen lassen, so werde ich ihn fragen, an wen er Liebesbriefe

und hundert Ducaten gebracht hat, und wenn er es mir verrathen haben wird, werde ich es in die Zeitungen rücken."

„Unterstehen Sie sich," sagte Herr Burk.

„Ich werde das thun, Herr Burk, ich könnte noch mehr thun, Herr Burk — aber ich könnte auch schweigen, wenn Sie mir sagen, wer das Geld deponirt hat. Ich will Gewißheit, damit dieses Herz endlich Ruhe findet. Sie sollen diesem Herzen Ruhe schaffen, Herr Burk!"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich der Baron von Burk bin, und daß ich mir ausgebeten haben will, daß Sie mich in meinem eigenen Hause nicht insultiren —"

„Larifari, Baron hin, Baron her! Geben Sie diesem Herzen Ruhe, Herr Burk, und lassen Sie sich meinetwegen Herzog oder Kronprinz nennen; Sie bleiben doch immer, was Sie sind — der Herr Burk."

Herr Burk hatte sich noch nie so elend gefühlt. Das Unglück stürmte von allen Seiten auf ihn ein und nirgends fand er einen Haltpunkt, an den er sich in seiner Herzensverzweiflung anklammern konnte. Selbst sein gewöhn-

licher Schwur, daß er sich Ruhe verschaffen wolle, glitt an der Schwägerin ab, ohne den geringsten Eindruck auf sie zu machen.

„Wer hat das Geld deponirt?“ fragte sie.

„Schwägerin,“ sagte Herr Burk, vor Aufregung zitternd — „es giebt ein Unglück!“

„Ja, es könnte ein Unglück passiren, Herr Burk; es kann Vieles passiren, Herr Burk.“

„O mein Herr und Vater, ja! Bringen Sie mich um, Schwägerin — aber lassen Sie mich das nicht wieder hören; ich kann es nicht ertragen! Ich bin mürbe, mürbe wie ein gebratener Apfel — lassen Sie mich in Ruhe!“

„Sagen Sie mir, wer das Geld deponirt hat, und ich will Ihre Ruhe nicht wieder stören.“

„Auch nicht Matthis fragen —?“

„Auch nicht Matthis fragen!“

„Schwören Sie es mir?“

Die Schwägerin nickte bejahend mit dem Kopfe. Auch sie war so aufgeregt, daß sie kaum zu athmen vermochte; denn jetzt endlich sollte sie ja Gewißheit erlangen! Endlich!

„Das Geld wurde deponirt von —“

Die Schwägerin drückte beide Hände aufs Herz und war einer Ohnmacht nahe —

„Deponirt von einer Person, die mir den Schwur abnahm, zu schweigen; aber ich will meinen Schwur brechen, weil ich mir Ruhe verschaffen muß; ich habe den Namen in meinem Hauptbuche — wenn ich nicht irre, hieß die Person —“

Die Schwägerin sank vor Herzklopfen in einen Lehnstuhl —

„Philippine Gulbig.“

Das war der Schwägerin zu viel! Die Arme hatte alle Künste angewandt, um der Bonne das Geheimniß zu entlocken — aber vergebens. Das Bett des Herrn Lorenz stand wieder in seinem Zimmer. Nach langem innern Kampfe war sie zu dem Entschluß gekommen, das Haus ihres Schwagers zu betreten und von ihm die Gewißheit zu erlangen, die er am besten geben konnte, und deren sie so sehr bedurfte. Sie hörte aber aus seinem Munde nur die Bestätigung dessen, was allein hinreichend war, um sie in den Abgrund der Verzweiflung zu stürzen.

Bewegungslos blieb sie im Lehnstuhle liegen,

die Farbe verschwand aus ihren Wangen, der Blick war gläsern und gebrochen.

Eine Zeitlang wurden diese Symptome von Herrn Burk nicht bemerkt, weil er in seinem Hauptbuche nachschlug, um sich zu überzeugen, ob er den richtigen Namen genannt habe; als er aber das Auge aufschlug und seine Schwägerin leblos im Stuhle liegen sah, überkam ihn eine entsetzliche Angst und er hatte nichts Eiligeres zu thun, als sämmtliche Hausgenossen herbeizurufen.

Der Jammer im Hause war groß, denn die Schwägerin war trotz ihres Conjunctivs eine theilnehmende Hausgenossin gewesen, deren Vorzüge erst Anerkennung fanden, als sie das Haus verlassen hatte. Ernestine und Auguste knieten weinend und jammernd neben ihrem Lehnsessel, Köchin und Stubenmädchen machten ihr die Kleider auf, Herr Burk begoß sie mit Eau de Cologne, aber trotzdem, daß er ihr händevoll in die Augen spritzte, blieb sie bewegungslos mit weit geöffnetem Munde liegen.

Endlich kam ein Arzt, den Matthis in aller Eile aufgefunden hatte. Er untersuchte die Schwägerin genau, ließ sich erzählen, was vorgegangen

sei und erklärte, daß eine momentane Lähmung des nervus pneumogastricus und sympathicus eingetreten, daß äußerste Ruhe und sorgsamste Behandlung erforderlich seien, und daß namentlich alle störenden Eindrücke vermieden werden müßten.

„Sie muß vorsichtig ausgekleidet und in ein warmes Bad gesetzt und dann sofort in Decken eingewickelt und zur Ruhe gebracht werden. Hier dies Sopha —"

„Ums Himmels willen, Herr Doctor! Soll das Alles in meinem Hause vor sich gehen?" rief Herr Burk in äußerster Bestürzung.

Die Dame kann nicht transportirt, ja nicht einmal aus dem Zimmer geschafft werden," antwortete der Arzt, wenn Sie nicht die Verantwortung auf sich laden wollen, ihr Mörder zu sein. Schicken Sie je eher, je lieber zu ihren nächsten Anverwandten, wenn sie deren besitzt; ihr Zustand ist im höchsten Grade gefährlich."

„Herr! Herr!" seufzte Herr Burk, „du prüfst Deinen Knecht schwerer, als er es zu tragen vermag!"

Neunundzwanzigstes Capitel.

Wir wollen die Schwägerin der liebevollen Pflege Herrn Burks einstweilen überlassen. Es drängt uns, Bertha zu besuchen, die nicht mehr in dem kleinen Häuschen am Hafen, sondern in einem reizenden Gartenhause an der Alster wohnt und alle kleinen Wünsche ihres Vaters mit liebender Sorgfalt erfüllt hat. Schon das Aeußere des Hauses macht einen eigenthümlich angenehmen Eindruck. Der Epheu und die Schlingrosen, die sich an die Mauer anschmiegen, sehen so gepflegt und verhätschelt aus und gucken so sehnsüchtig durch die blanken Fensterscheiben in das Wohnzimmer hinein, die Blumen vor dem Hause duften so prächtig, das Gras ist so saftig und frisch, die Nachtigallen schlagen so schön in den blühenden

Hecken — das Ganze ist solch ein Bild des Friedens und des Glücks, daß man ein Burk sein müßte, wenn man nicht den kleinen blondköpfigen Knaben, der eben mit einem großen Butterbrode aus dem Hause herauskommt und jubelnd seinen Gefährten zeigt, was ihm geschenkt worden ist, fragen wollte, wer in dem schönen Hause wohne? „Das weißt Du nicht einmal?“ antwortet der kleine Schelm: „Fräulein Güter!“

„Und holst Du Dir oft ein Butterbrod bei Fräulein Güter, mein liebes Kind?“

„Wir Alle holen Brod und Kuchen und Geld — das weißt Du nicht?“ frägt der Kleine, ganz verwundert über unsere Unwissenheit.

Doch, mein Kind, wir wissen Alles! Wer selbst die letzte Krume mit seinem Kinde getheilt und vor Freude über das Glück des kleinen Engels satt geworden, weiß, wie selig das Geben ist. —

Wir treten in das Haus. Es ist ein warmer Sommertag, alle Thüren stehen offen. In dem vordern Zimmer sitzt Bertha am Fenster; sie schielt bald nach ihrem Vater hinüber, bald tändelt sie mit ihrem Canarienvogel, dem es nicht

wohl ist, wenn seine Herrin nicht freundlich mit ihm scherzt.

Es ist ein rührender Anblick, den alten Mann in einem bequemen Lehnstuhl liegen und lesen zu sehen. Er hat Immermanns Münchhausen in der Hand und liest von Oswald und Lisbeth; er zerdrückt eine Thräne, legt das Buch auf den nebenstehenden Tisch und sagt: „Es ist wunderbar, mein Palmenblatt, wie mich die Schilderung dieser Lisbeth ergreift. Ich habe das Buch schon oft gelesen, aber je öfter ich mich hinein vertiefe, desto mehr ergreift mich die einfache Schilderung. Was ist es aber, was mich so allmächtig durchschauert, wenn ich lese, daß ein armes Findelkind einen reichen, vornehmen, und was noch mehr ist, einen herrlichen Mann fesselt und beglückt? Die große Menge, meine Lotosblume, liest das und denkt entweder gar nichts dabei, oder rümpft die Nase über das Glück der armen Dirne, die plötzlich eine reiche Gräfin wird. Ich aber, und drei oder vier Andere kümmern uns den Kuckuk um Oswalds Grafentitel, weinen aber vor Freude, wenn wir sehen, daß die weibliche Tugend den Sieg erringt. Ich könnte Jahrelang im Zucht=

hause sitzen und glücklich sein, mein Lilienstengel, wenn ich zwei oder drei solcher Bücher hätte, die ich dann abwechselnd lesen und auswendig lernen würde. Da ich aber, Gott sei es gedankt, nicht im Zuchthause, sondern in einem Feentempel wohne, den Du holder Engel mir mit Deiner rührenden Liebe geschmückt hast, und ganze Schränke voll der herrlichsten Bücher habe, so kennt in Wahrheit mein Glück keine Grenzen! Und doch fehlt mir zu meinem Glücke etwas."

Bertha blickte ihren Vater fragend an, er fuhr aber fort: „Unterbrich mich nicht, Bertha, denn wenn Du mich mit Deinem großen Auge anblickst und mich frägst, was mir fehle — Kind, wie könnte ich da anders, als Dir um den Hals fallen — drum sieh mich nicht an, Bertha, sondern laß mich schwatzen. Ich sagte, daß zu meinem Glücke etwas fehle. Weißt Du, meine Lotosblume, was mir fehlt? Etwas Unglück, mein Kind! Als ich arm war und darbte, war ich glücklich, wenn ich auf meinem harten Strohlager die Augen zukniff und mir ausmalte, was ich Alles thun würde, wenn ich in der Lage wäre, Anderen mitzutheilen. Jetzt, mein Kind, bin ich

in der Lage! Du erntest reichen Lohn, das Gold fließt uns zu, wir können armen Nebenmenschen helfen, ich habe somit das Höchste erreicht, wornach sich ein guter Mensch sehnen darf — aber ich wälze mich nicht mehr auf meinem harten Lager, habe keine schlaflosen Nächte, fühle keinen Hunger, bin also nicht mehr in der Lage, meine seligen Träume fortzusetzen. Wehe mir, mein Kind, wenn Du mich so glücklich machtest, daß ich nichts mehr zu wünschen hätte; ich wäre dann der Aermsten einer!"

Bertha hatte ihrem Vater schweigend zugehört; die warme Herzensgüte, die sich in Allem, was er sprach und that, kundgab, entlockte ihr eine Thräne.

„Du weinst," fragte Herr Güter, rasch vom Stuhle aufspringend, „Du weinst, Bertha, und ich bin der Urheber Deiner Thränen! Gerechter Himmel, Kind, wäre es möglich, daß Du mich mißverstanden hättest? Glaubst Du, ich sei unzufrieden, hege noch irgend einen Wunsch? O sprich, mein reizendes Mädchen, sage mir, womit ich Dich gekränkt, damit ich Deine Hände küssen kann."

„Du mich kränken, mein Herzensvater?“ sagte Bertha, indem sie seinen Nacken umschlang und ihm selig lächelnd in die Augen blickte. „Du Deine Bertha kränken? Nein, mein theuerster Vater! Von dem Augenblicke, da mein Bewußtsein und mein Erinnerungsvermögen erwachten, ist mir Deine rührende Liebe in ewig gleich ergreifendem Maße zu Theil geworden; ich habe die Seufzer gehört, die Du Nachts — wenn Du mich im tiefen Schlafe wähntest — gen Himmel schicktest; ich habe in Deinem Herzen gelesen, Vater, und weiß, was darin geschrieben steht. Wie Du für mich, so habe ich nur für Dich gelebt, und wenn ich jetzt auch die Pflicht übernommen, einen andern Mann zu lieben, so habe ich es nur gethan, weil ich weiß, daß Milchner sich mit mir vereinigen wird, um Dich auf den Händen zu tragen. Darum hoffe und träume noch, mein theuerster Vater. Hoffe auf Deinen liebevollen Sohn — hoffe, Vater, auf Deine Enkel, die um Deine Liebe buhlen werden, unterrichte sie, wie Du mich unterrichtet hast und werde ihr Abgott, wie Du der meine warst, bist und bleiben wirst.“

Herr Güter faßte Bertha's Hände und blickte ihr lange schweigend in das liebeglühende Gesicht. Todtenblässe überzog sein Antlitz und nur mit sichtbarer Anstrengung stammelte er: „Kind, Kind, ich war ein großer Sünder! — Aber wünschen will ich mir doch etwas! Ich will wünschen, daß ein Mann, und wäre es Herkules selber, zu mir ins Zimmer träte und Dir weniger Hochachtung bewiese, als ein chinesischer Mandarin der Kaiserin von China! Ich würde ihn zwingen, vor Dir auf den Knieen zu rutschen — denn ich fühle eine Kraft in meinen Armen, Bertha, eine Kraft, der ein afrikanischer Löwe erliegen müßte. Ja, ich bin glücklich, meine Lotosblume, unbeschreiblich, unaussprechlich glücklich, und wenn ich an die Zukunft denke, Bertha — Kind, Du machst Deinen alten Vater noch närrisch."

Herr Güter gab Bertha einen zärtlichen Schlag auf die Schulter, faßte sie um den schlanken Leib und ging im Zimmer mit ihr auf und ab. „Die Oelgemälde hängen in einer süperben Beleuchtung," sagte er, „namentlich dies Seestück! Ich kann nicht müde werden, die einsame Möve anzuschauen, die hunderte von Meilen von ihrem

Neste entfernt, in den empörten Ocean niedertaucht, um einen armseligen Häring zu fangen. Man könnte melancholisch werden, wenn man der Sache nachdenkt. — Siehst Du, die Moosrose ist heute aufgeblüht. Dein Ebenbild, meine Lotosblume! Gott segne Euch alle Beide! — Nun, was hat denn Dein Hänschen? Will er immer verzogen und gehätschelt werden? Hast recht, Canarienvogel, laß Dich von ihr verziehen! Willst Du mich beißen? Bist Du eifersüchtig? — Sieh mal meinen Bücherschrank an, wie die alten lieben Bücher mir entgegen lächeln! Ich habe mich oft nach den alten Freunden gesehnt — und jetzt, da ich sie habe, komm' ich vor lauter Glück nicht dazu, sie zu lesen! — Wie der Regen der letzten Nacht die ganze Natur erfrischt und verjüngt hat! Sieh nur, wie draußen Alles grünt und blüht! Hörst Du Deine Nebenbuhlerin, die Nachtigall? Wie schön, Kind, ist die Welt! Welch unnennbares Glück kann ein armes Menschenherz fassen! Und was sind wir Menschen? Ich denke mir oft, daß ich hoch oben im Aether schwebe und diese miserable Citrone, die wir Menschen eine Welt nennen, vor meinen Augen im Kreise um-

herfliegen sehe. Wie jämmerlich ist dann Alles! Die Menschen laufen auf dem fliegenden Ballen geschäftig hin und her, machen sich breit und disputiren über Gottesgnadenthum — und wenn ein rechter Windstoß kommt, so wirbelt er ein halb Dutzend der hochmüthigen Knirpse von der Oberfläche der Erde weg und führt sie nach dem Sirius oder einem andern Sterne, wo sie von den Eingeborenen in Spiritus gesetzt und als eine eigene Species von Eidechsen gezeigt werden. Die Welt, mein Palmenblatt, ist nur so lange schön, wie wir unserer eigenen Unbedeutendheit bewußt bleiben und Gott über Alles lieben. So wie wir aber anfangen, uns selbst für etwas Rechtes zu halten, diese Erde für die Welt und den Schöpfer des Alls für einen Polizeicommissair anzusehen, der hier Ordnung zu halten hat, wird diese Erde ein großes Zuchthaus, mein Kind, in welchem die eine Hälfte die andere hinter Schloß und Riegel bewacht. Komm vom Fenster weg, Bertha," sagte Herr Güter plötzlich — „ich sehe die arme Wittwe kommen, der Du die hundert Ducaten Deines braven Oheims schenktest. Ich kann den dankbaren Blick einer kummergebeugten Wittwe

nicht ertragen, mein Palmenblatt, und würde lieber, wie Don Quixote, den Löwenzwinger aufmachen lassen und auf Leben und Tod mit der wildesten Bestie kämpfen, als in ein Gesicht sehen, auf dem in jeder Furche geschrieben steht: „Ich habe meinen Mann und zwei Kinder verloren!" — Wie würde sich Dein Oheim freuen, wenn er wüßte, was aus seinem Golde geworden ist! Es war sehr hübsch von dem Biedermann, daß er auf so zarte Weise Deiner Armuth unter die Arme griff! Corpo di bacco!"

Bertha schlug erröthend das Auge zur Erde und sagte: „Er hätte mir den Schmerz ersparen können; da ich aber durch seine Freigebigkeit in die Lage versetzt wurde, einer armen Wittwe zu helfen, so bin ich ihm doch Dank schuldig."

„Dem Kerl Dank schuldig?" fragte Herr Güter, „dem Burk? Ich frage nicht, weil er mich hat hinauswerfen wollen, denn das hätten so ziemlich alle meine geehrten Nebenmenschen gethan; aber ich frage — doch, da kommt Milchner. Siehst Du ihn hinten in der Allee jedes Kind streicheln und grüßen? Da sieh mal hin! Er bleibt stehen und blickt in die Wolken! Wahr-

scheinlich singt ihm eine Lerche ihr Lied vor — komischer Kauz! Wenn Sie Kaufmann geworden wären, mein Lieber, hätte noch etwas aus Ihnen werden können; jetzt sind Sie rettungslos verloren, unpraktisch, verschroben und taugen nicht für diese Welt, — desto besser aber an das Herz dieser Lotosblume, die Ihnen mit offenen Armen entgegenkommt und Sie viel tausendmal auf den Mund küßt. Grüße Sie Gott, Sie lieber Mensch! Er segne Sie vom Wirbel bis zur Zehe!"

Die Begrüßung der Liebenden war eine herzliche und innige. Sie konnten nicht satt werden, sich gegenseitig tief in die Augen zu sehen, oder wie Dr. Milchner dies nannte, schweigend mit einander zu sprechen, und sich durch Händedrücke zu sagen, wie unaussprechlich lieb sie sich hätten. Nach der ersten Umarmung hatte Dr. Milchner immer ein Veilchen oder eine andere Blume, die in Bertha's Gunst besonders hoch stand, und sie hatte irgend eine Stelle gelesen, die er ihr erklären oder mit ihr bewundern mußte. War die Blume an den Busen gesteckt und das Buch wieder auf die Seite gelegt, dann wurden Bertha's Lieblinge einer nach dem andern begrüßt,

die Knospen am Myrthenbaume gezählt, die welken Blätter an Immergrün und Tausendschön abgezupft und Hänschen eine Lobrede oder Strafpredigt gehalten, je nachdem er eigensinnig oder liebenswürdig gewesen war. Bertha hätte um keinen Preis ohne Zustimmung ihres Geliebten ein Blatt von ihren Blumen abgezupft oder einen Zweig festgebunden; er hatte sie ihr geschenkt, er freute sich, mit ihr die Lieblinge zu pflegen, er war so geschickt in ihrer Behandlung, wie hätte sie da wohl das Herz gehabt, ihm in sein Amt zu pfuschen? Wie hätte es ihr wohl Freude machen können, selbst etwas zu thun, was sie ihn so gern thun sah? Und war es nicht ein rührender Anblick, einen Mann wie Dr. Milchner niederknieen und eine Rose pflegen zu sehen? Er war ja kein Burk, sondern ein talentvoller, hochbegabter Mann von außergewöhnlichen Kenntnissen und einem männlichen Charakter, wie er Wenigen verliehen wurde; und derselbe Mann, der freudig für sein Vaterland in den Tod gegangen wäre; derselbe Mann, der durch sein Rednertalent, sein Wissen und seine Gelehrsamkeit eine hohe Stufe in der menschlichen Gesellschaft einnahm, hielt es

nicht unter seiner Würde, sondern für eine süße Pflicht, die kleinste und unscheinbarste Pflanze als ein Geschöpf des allmächtigen Gottes zu lieben und zu pflegen. Welche Braut — außer einer Burk — hätte dem prächtigen Manne wohl in das seelenvolle Auge blicken können, ohne sich zu sagen: „Er wird auch Dich so lieben und pflegen und unbeschreiblich glücklich machen!" —

Bertha und ihre Lieben genossen mit dankbaren Herzen das Glück, das ihnen der Himmel beschieden hatte; sie kannten in der That keine Sorgen, keinen Kummer; denn daß Herr Güter sich bisweilen darüber grämte, daß sein Schwiegersohn kein Fürst des Morgenlandes war, daß Dr. Milchner sich Vorwürfe machte, weil er Bertha's Liebe nicht verdiene, und endlich daß Bertha wünschte, sie möchte besser und edler sein, um seine Liebe zu verdienen — dies Alles, so wichtig es auch sein mag, können wir nicht als einen triftigen Grund zu Kummer und Sorgen betrachten. Etwas mehr Veranlassung zur Mißstimmung gab das Verhältniß im Hause der Tante Lorenz. Wir wissen, daß die schreckliche Eröffnung der Bonne den guten Herrn Lorenz

und die Schwägerin so betäubt hatte, daß sie Beide das Bett hüten mußten; wir wissen auch, daß die Bonne sich Eisumschläge machen ließ. Ob sie aus Schreck über das unbedachte Wort, oder aus Trauer über die nunmehr ausgespielte Rolle des unschuldigen Mädchens schwach geworden, ist uns von Herrn Lorenz nicht mitgetheilt worden. Er beobachtet über die Bonne tiefes Schweigen und läßt sich nur durch die geschicktesten Kreuzfragen einige Andeutungen entlocken.

Da wir aber auch bei Dr. Milchner Nachforschungen angestellt und ihm unser Ehrenwort gegeben haben, Alles zu verschweigen, was er uns mittheilen würde, sind wir in der Lage, Folgendes zu berichten: Gleich nach dem verhängnißvollen Ausrufe der Bonne befiel Herrn und Madame Lorenz eine so trostlose Traurigkeit des Gemüths, daß ein Arzt geholt werden mußte, der die aufgeregten Nerven der Eheleute durch Opium und andere Mittel so herabstimmte, daß für mehrere Tage an ihrem Aufkommen gezweifelt werden mußte. Um nun nicht in der unangenehmen Nothwendigkeit zu sein, von einem Bette zum andern zu gehen und für den dargebrachten Trost

ein schmerzliches „Du barmherziger Himmel!“ zu ernten, entschloß sich die Bonne, ebenfalls krank zu werden. Ein Blick in den Spiegel überzeugte sie, daß ein Nervenleiden zu ihrer Constitution nicht passen würde, weshalb sie sich mit Kopfschmerzen begnügte, welche mit einem nicht zu stillenden Verlangen nach Kaffee auftraten. Sie hatte in diesem bedenklichen Zustande Muße, über die Rolle nachzudenken, welche sie von jetzt an zu spielen habe, und kam zu dem Entschlusse, stumm zu sein, auf alle Fragen mit einem Seufzer zu antworten, die Bibel zu lesen und dadurch in ihrer Umgebung die Befürchtung zu erwecken, daß sie dem Grabe mit Sturmschritten entgegenwandele. Zwei Tage lang versuchte sie es sogar mit der Hungerkur; am dritten besann sie sich aber eines bessern und holte gewissenhaft nach, was sie in den vorhergehenden versäumt hatte.

Wir haben gesehen, daß Herrn Lorenz' Bett neben das seiner Gemahlin gesetzt wurde, dürfen daher vermuthen, daß die langen und eindringlichen Gespräche, welche Herr Güter und Dr. Milchner mit der Bonne führten, im Auftrage der hart geprüften Eheleute eingeleitet wurden.

Dr. Milchner ging in seinem Eifer so weit, ihr zuzuflüstern, daß die Polizei unter gewissen Verhältnissen das Recht habe, die Folter anzuwenden, um ein Geständniß zu erpressen; Herr Güter sprach ernst und beweglich, aber wie viele Mühe sich die beiden Männer auch gaben, um der Bonne das Geheimniß zu entlocken, — sie blieb stumm und antwortete nur durch Seufzer. Nur der Köchin gegenüber war sie gesprächig, und dieser vertraute sie an, daß sie lieber alle sieben Grade der Tortur durchmachen und allenfalls die Feuer- und Wasserprobe bestehen wolle, als ihre „Schande" offenbaren. Minna billigte die Vorsätze der Bonne mit dem feierlichen Schwure, daß sie eben so handeln würde, und daß es nichts Unnatürlicheres geben könne, als von einem unglücklichen Mädchen zu verlangen, Geständnisse abzulegen; die Männer hätten leicht über dergleichen Dinge aburtheilen, und verdienten nichts mehr, als selbst einmal in die Lage zu kommen, damit sie wüßten, wie einem unglücklichen Mädchen zu Muthe wäre u. s. w. u. s. w.

Die Mittheilungen der Herren Güter und Milchner, daß die Bonne hartnäckig verweigere,

das Geheimniß ihres Herzens zu verrathen, wirkte entmuthigend auf das Gemüth der Schwägerin, die in der Weigerung nur den Beweis suchte, daß ihre alten Befürchtungen begründet sein möchten. Das stete Bemühen der Bonne, die unschuldigste Zärtlichkeit des Herrn Lorenz zu verhindern, erwachte in ihrer Erinnerung und galt ihr als sicherster Bürge dafür, daß sie ihrem Gatten nur eine Schwester sein dürfe. Als sie zu diesem Resultat gekommen war, bestand sie mit so vieler Entschiedenheit darauf, daß Herr Lorenz wieder in sein Zimmer transportirt würde, daß Herr Güter trotz seines Schwurs, nicht hülfreiche Hand leisten zu wollen, sich dennoch bewegen ließ, das Bett mit anzufassen.

Als Herr Lorenz sich wieder allein sah, ließ er die Bonne, die bereits wieder auf war und seit drei Tagen in der Bibel las, zu sich bitten. Sie wollte ihn „lieber Theodor" nennen, erfuhr aber vom lieben Theodor, daß er es vorzöge, auf diese Anrede zu verzichten; Alles was er von ihr verlange, sei der Name seines Vaters. Er flehte, bat, schmeichelte, drohte — aber vergebens. Die Bonne wollte ihre Schande nicht aufdecken.

Es waren bereits Wochen ins Land gelaufen, Herr Güter goß die Medicinen des Hausarztes mit großer Gewissenhaftigkeit zum Fenster hinaus, der schädliche Einfluß der ersten Dosen wurde allmälig von der Natur überwunden und das Ehepaar war wieder so weit hergestellt, daß Herr Lorenz sein Hutgeschäft überwachen und Madame Lorenz den Sauerbraten einlegen konnte. Aber es waren ungemüthliche, unerquickliche Tage. Die Bonne las in der Bibel und seufzte, die Schwägerin verhüllte das Bild ihres Gatten und setzte sich stärker denn je auf den Conjunctiv, und Herr Lorenz endlich trug sein Leiden wie ein zu Kettenstrafe verurtheilter Verbrecher.

Alles Zureden Bertha's, Güters und Milchners war vergebens; — es war in den trüben Himmel der Schwägerin kein heller Sonnenstrahl hineinzubringen. Da endlich entschloß sie sich zu dem Besuch bei Herrn Burk. Er mußte ja wissen, wer das Geld für den Knaben bei ihm deponirt hatte; gern hätte sie es vermieden, ihn aufzusuchen, sich von ihm den Trost zu holen, dessen sie so sehr bedurfte; — aber die Pflicht der Selbsterhaltung, die Liebe zu ihrem Gatten, die

in dem Maße zunahm, daß sie ihn nur mit Thränen anblicken konnte, siegten über alle Bedenklichkeiten. Ohne Jemandem ihren Entschluß mitzutheilen, begab sie sich in die Wohnung ihres Schwagers; ihr prophetischer Geist ließ sie den lange und heiß ersehnten Namen in den Wolken lesen — — und was Wunder, wenn die Schwergeprüfte ohnmächtig hinsank, als auch diese Hoffnung, — die aller- — allerletzte so grausam vernichtet wurde.

Hatten aber Bertha und ihre Lieben die Trauer in dem Hause ihrer Tante theilnehmend mitempfunden, und oft eine Stunde ihres Glückes geopfert, um der Schwägerin und Herrn Lorenz ein Lächeln abzugewinnen, so wurden sie durch die unerwartete Nachricht, daß die Tante im Hause Herrn Burks schwer daniederliege, tief erschüttert.

Da aber mit ihr die dringende Bitte der Schwägerin einlief, daß Fräulein Bertha sobald wie möglich an ihr Krankenbett eilen möge, warf sie hastig einen Shawl um die Schultern und begab sich in das Haus ihres Oheims, um Dinge zu erleben, die wir in einem andern Capitel verzeichnen werden.

Dreissigstes Capitel.

Der erste Entschluß Herrn Burk's war der gewesen, die Schwägerin zum Hause hinauswerfen zu lassen. Sein rohes und unpolirtes Gemüth vertrug es nicht, daß eine kranke Verwandte, die er zudem haßte und fürchtete, in seinem besten Zimmer auf demselben Sopha ruhte, den noch zwei Tage vorher Se. Durchlaucht der Fürst Käsemofsky für den bequemsten Sitz in Europa erklärt hatte. Das beste Zimmer war für Gäste — und was für Gäste! bestimmt, aber nicht zu einer Caserne, in welcher jedes beliebige Frauenzimmer Krämpfe bekommen durfte! Was sollten seine Freunde von ihm denken? Was würde Hamburg von ihm sagen? Wie sollte er sich entschuldigen lassen, wenn Herren vom hohen und höchsten Adel

sich bei ihm anmelden ließen oder gar unangemeldet vorfuhren? Wie lange sollte er den Lärm, das Rennen und Thürschlagen noch dulden? Das ganze Elend kam von den verdammten Verwandten her! Ja! Die Verwandten und noch dazu solche Verwandte!

Der brave Mann ging zornschnaubend in seinem Zimmer auf und ab und trat vor Wuth auf den Fußboden, daß die Fensterscheiben klirrten. Der Arzt schickte Ernestine hinauf und ließ recht dringend bitten, leise zu gehen, wenn er nicht die Kranke umbringen wolle; thäte er dies aber, so würde unfehlbar eine Klage bei dem Criminalgericht eingereicht werden.

Ernestine überbrachte die Botschaft und goß von ihrem eigenen Essig in die ohnehin sauere Speise. „Du benimmst Dich wirklich allerliebst," sagte sie — „ich schäme mich, daß fremde Leute erfahren, wie es bei uns im Hause zugeht. Baron Wupdikutz sitzt drüben am Fenster und drückt sein Mitleid auf so feine Weise aus, daß Du lieber von ihm lernen solltest, wie man sich zu benehmen hat."

„Das sagst Du mir? Mir? Deinem Vater?

Bin ich denn behext, daß meine eigene Tochter sich untersteht —"

„Schreie doch nicht so," antwortete Ernestine — „ich begreife gar nicht, daß Du Dich nicht ein wenig genirst —"

„Auguste soll kommen! Gleich! Himmelsackerment! Ich will Ruhe haben!" brüllte Herr Burk noch lauter als zuvor.

„Auguste wird nicht kommen, sie ist mit Alfred spazieren gegangen." Mit diesen Worten empfahl sich Ernestine, indem sie die Thür lauter hinter sich zuwarf, als gerade nöthig gewesen wäre.

Herr Burk lief wie ein Verzweifelter in seinem Zimmer auf und ab. „An all dem Elend ist der vermaledeite Kerl, der Wupdikutz, Schuld," sagte er. „Hätte ich ihn nicht ins Haus gebracht, so würde Ernestine es nie gewagt haben — sie hätte einen Ziegelbrenner oder Wattenfabrikanten geheirathet — und ich hätte Ruhe gehabt! Und Auguste! Anstatt die Huldigungen eines Fürsten, eines F ü r s t e n anzunehmen, läuft sie mit einem Lieutenant spazieren! Aber ich will Dich und Deinen Alfred! So wahr Gott lebt!" Er blieb vor dem Fenster stehen und blickte zufällig nach

Alfreds Zimmer hinüber. Wupdikutz warf ihm eine Kußhand zu und machte die Pantomime zärtlichster Umarmung. „Daß Dich das Donnerwetter!“ fluchte Herr Burk. „Wärest Du ein Edelmann, so fordertest Du mich und ließest Dich von mir vor den Kopf schießen — aber Du bist ein Polack — ein windiger, tellerleckender Polack — hole Dich der Henker! Mache nur Grimassen und thue, als ob Du mich küssen möchtest, Hans Quast! Hätte ich meinen Vortheil wahrgenommen, so wären Deine Güter jetzt meine Güter.“

Er wandte sich vom Fenster ab und warf sich in seinen Sopha. „So kann es nicht bleiben,“ murmelte er. „Ich blamire mich auf allen Seiten, und anstatt Glück und Segen habe ich nichts als Aerger und Verdruß. Was fange ich nur an? Der Doctor sagt, die Person könne vor acht Tagen nicht transportirt werden. Das ist eine schöne Aussicht! Wenn meine Freunde erfahren, daß sie mit mir verwandt ist, bin ich ruinirt! Er sprang wieder auf und gewahrte Herrn Lorenz, der, von Güter und Milchner gefolgt, eilig auf das Haus zukam. „Meine Schwäger,“ schrie er laut auf, „meine Schwäger! Und

in meinem Salon werden sie sich breit machen und sich die Hände reiben, weil ich sie nicht hinauswerfen darf! Es fehlte nur, daß die Sängerin oder Tänzerin auch noch käme! Burk, Burk! Deine Tochter zieht mit einem Lieutenant durch die Straßen, Lumpen und Comödianten sitzen in Deinem Zimmer! Wie soll das enden? Ich frage, wie das enden soll?"

„Ich kann mich so nicht blamiren! Es darf und soll nicht geschehen! Ich will ein Placat an die Hausthür nageln lassen, auf dem zu lesen steht: „In diesem Hause ist die Cholera!" Das wird mir jeden Besuch vom Leibe halten, das wird mich retten."

Er ging an die Thür, um Matthis zu klingeln, blieb aber plötzlich stehen und sagte: „Ist heute nicht Sonnabend? Wollte der Baron Schnepfenthal nicht heute bei mir frühstücken? Derselbe Cavalier, an den ich neulich die Wette verlor? Er wird es doch nicht übel genommen haben, daß ich ein wenig ärgerlich wurde? Bah! Er hat seine Wette gewonnen und ich habe bezahlt! Wer ein englisches Reitpferd verliert, darf wohl ein schiefes Gesicht machen. Wenn er nicht

kommen will, mag er wegbleiben; mir ist nach gerade Alles recht — nur Ruhe muß ich haben!“

Herr Burk hatte kaum sein Verlangen nach Ruhe ausgesprochen, als leise an die Thür geklopft wurde. Auf seinen Ruf „herein!“ trat ein Hülfsmann mit zerrissenem Kittel und breitgetretenen Schuhen ins Zimmer und überreichte ihm einen Brief. „Von Herrn Baron von Schnepfenthal,“ sagte der Bote.

Eine leichte Röthe überflog Herrn Burk's Gesicht und er las nicht ohne Anstrengung: „Wer sich so benimmt, wie Sie, hat nicht das Recht, anständige Menschen einzuladen. Weil Sie es dennoch gewagt, schicke ich Ihnen einen Stellvertreter, dessen Manieren Ihnen hoffentlich zusagen werden. B. von Schnepfenthal.“

„Es ist gut,“ keuchte Herr Burk, indem er das Billet in der Hand zerknitterte. „Geh, mein Freund — hier hast Du Deinen Botenlohn — mach, daß Du fortkommst.“

Der Bote konnte sich die auffallende Unruhe des Herrn Burk nicht erklären, steckte das Geld ein und empfahl sich eben so leise, wie er gekommen war.

Herr Burk blieb eine Zeitlang wie betäubt stehen; er fühlte sich vernichtet, grausam beleidigt und blamirt und suchte vergebens nach einer Möglichkeit, sich in seinen und seiner Freunde Augen von dem ungeheuren Schimpf zu befreien. Baron Schnepfenthal war ein feingebildeter Gentleman, der ihm nur zu oft bewiesen hatte, wie wenig ihm an einem Umgange mit dem, immer auf sein Geld pochenden, ehemaligen Guanohändler gelegen war. Gegen andere, wohlerzogene und nobeldenkende Cavaliere war er immer höflich und zuvorkommend gewesen; nur ihm, Burk, hatte er eine auffallende Kälte entgegengesetzt. Je mehr er von Burk fetirt worden war, desto ferner hatte er sich zu halten gewußt, und nur, weil ihm kein Ausweg geblieben, hatte er die von Burk vorgeschlagene Wette angenommen. Als aber Herr Burk sein schönstes Reitpferd aus dem Stalle ziehen und in den Besitz eines Andern übergehen sah, hatte er seinen Unmuth auf eine Weise an den Tag gelegt, die seine ganze Denkungsweise brandmarkte und ihm den Stempel der Gemeinheit ins Gesicht drückte. Verächtlich hatte ihm Schnepfenthal den Rücken gekehrt, mit dem festen Vorsatze, nie

wieder mit dem Guanohändler zusammen zu kommen, und da er trotzdem am folgenden Tage eine Einladung zum Frühstück und einer Partie Ecarté erhielt, schrieb er die niederschmetternde Antwort, die Herrn Burk so ganz und gar aus seinen Illusionen herabstürzte, daß er sich mit der Hand auf den Tisch stützen und mühsam nach Luft schnappen mußte.

„Wenn Wupdikutz, Käsemofsky und all die anderen Herren von Adel das erfahren!" stöhnte er. „Sie werden es weiter erzählen, die Straßenjungen werden es mir nachrufen, in den Zeitungen wird man es lesen! Oder sollte er edel genug sein, zu schweigen? Er ist ein nobler Mann, — ich will ihn bitten, es nicht weiter zu treiben — ich könnte ihn vielleicht fordern — aber dann erschießt er mich — Herr Gott! und kein Mensch auf der weiten Welt hat Mitleid mit mir; Alle verhöhnen mich, selbst die eigenen Töchter rebelliren — ja sogar Matthis läßt es an Respect fehlen, seit ich jenen unglücklichen Brief an die Gutero schrieb! — Wenn es doch nur einen Winkel gäbe, in dem ich mich verkriechen könnte! Es ist über alle Maßen traurig, so ganz, ganz allein zu stehen

und keinen andern Freund zu besitzen, als den Geldsack! Bleibe Du mir wenigstens treu, damit ich den einen Trost behalte, reicher zu sein, als die Anderen, die jetzt mit Fingern auf mich zeigen."

Aber Herr Burk hatte sein Selbstgespräch noch nicht beendet, als Salomon Hirsch mit den Zeichen äußerster Bestürzung eintrat. „Gott soll mir helfen, Herr Baron," sagte er, „wissen Sie schon, daß der Fürst Käsemofsky Sie hat betrogen? Die Papiere, die er Ihnen hat gegeben in Versatz, sind gewesen falsch, der Fürst ist gewesen ein Schwindler und ist gereist mit 'nem Steamer nach England. Hier haben Sie zu lesen, was an der Börse ist angeschlagen."

Das war zu viel für den armen Mann! Er hatte dem Fürsten eine bedeutende Summe Geldes auf Staatspapiere vorgeschossen, und wenn es wahr war, was Salomon sagte, so war er — wenn auch nicht ruinirt, so doch um einen bedeutenden Theil dessen gebracht worden, was ihm allein seine bisherige Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft gegeben hatte; sein Vermögen zählte nicht mehr nach Millionen, sondern nur nach Hunderttausenden.

Er ergriff mechanisch die telegraphische Depesche, die Salomon ihm darreichte, und las mit blutunterlaufenem Auge: „Einem hiesigen Banquier sind von einem durchtriebenen Schwindler, der sich für einen Fürsten Käsemofsky ausgab, Werthpapiere zum Belauf von mehreren hunderttausend Thalern abgenommen worden. Es wird vor dem Ankauf der Papiere gewarnt."

„Fertig!" sagte Herr Burk.

„Was sagen Sie, Herr Baron? Fertig?"

„Blamirt, bankerott und fertig! Salomon, mit mir ist es aus! Wollen Sie mir einen Gefallen thun, Salomon? Gehen Sie auf die Börse und schlagen Sie an, daß der Baron Burk fertig ist."

„Gott gerechter," sagte Salomon — „wie komm' ich mir vor? Was ist bankerott? Haben Sie nicht die Güter in Schweden mit Sägemühlen und Stockfischfang? Verlieren Sie den Kopf nicht, Herr Baron — Sie sind ein reicher Mann; reisen Sie dem Fürsten nach, vielleicht erwischen Sie ihn noch —"

„Lassen Sie mich, Salomon! Es geht mit mir zu Ende! Gehen Sie und rufen Sie meine

Kinder — oder warten Sie, ich gehe selbst mit hinab. Ein andermal, Salomon — mir ist heute zu vielerlei passirt — ein andermal wollen wir die Schritte überlegen, die wir zu thun haben; lassen Sie mich heute in Ruhe."

Es war in wenig Stunden eine entsetzliche Veränderung mit dem einst so stolzen Manne vorgegangen; aller Hochmuth war aus seinen Zügen verschwunden, Schreck, Kummer, Furcht und Reue drückten sich in jeder Miene seines Angesichts aus. Er konnte nicht in die Vergangenheit zurückblicken, ohne vor Scham zu erröthen und die tiefste Reue zu empfinden; die Gegenwart schien ihm unerträglich, die Zukunft erfüllte ihn mit Furcht und Zagen. Wäre er ein Mann gewesen, so würde er seinen Beleidiger gefordert und seine Ehre gerettet haben; aber er war kein Mann, sondern ein engherziger, kalter und egoistischer Krämer, ein von Hochmuth geplagter armseliger Geldmensch, schon lange ein Bild des Jammers für Andere, und jetzt plötzlich ein Bild des kläglichsten Elends für sich selbst. Seine Bilder und Statuen sahen ihn an, wie einen Fremden, und fragten ihn, was er hier in seinem eignen Zimmer

verloren habe? Die Bücherschränke lachten ihm höhnisch entgegen, der Orden brannte tief in sein Herz hinein, sein Wappen schien ihm eine Ironie auf den gesunden Menschenverstand — und der Jude Hirsch kam ihm vor wie ein Apostel der Hölle, der seine Seele unrettbar verderben wollte. Er fürchtete sich, mit Salomon allein zu sein; ohne Salomon war es ihm aber zu unheimlich auf dem Zimmer, deswegen folgte er ihm, blaß und zusammengeknickt, die Treppe hinab. Er blieb mehrmals stehen, griff sich nach der Stirn und suchte tief aufzuathmen und sich gerade empor zu richten. Es fehlte ihm an Kraft; wehmüthig lächelte er über seine eigene Schwäche, grüßte Salomon mit der Hand und schritt langsam und feierlich in das Wohnzimmer seiner Töchter. Er verbeugte sich stumm vor den Anwesenden und fragte mit kaum hörbarer Stimme nach Auguste. Niemand antwortete auf seine Frage, aber Alle blickten erschrocken in seine verstörten Züge. „Ist Ihnen etwas zugestoßen, lieber Herr Burk?“ fragte Herr Lorenz, der den stummen Jammer seines ehemaligen Principals nicht ansehen konnte. Herr Burk drückte ihm die Hand, fuhr sich über die

Augen und sagte: „Wie geht's Ihnen, Herr Lorenz? Wir haben uns lange nicht gesehen, gäbe Gott, wir hätten uns nie getrennt! — Wissen Sie, wo Auguste ist?"

„Sie ist seit einer kleinen halben Stunde bei ihrer Tante im Zimmer und pflegt sie in Gemeinschaft mit Bertha."

„Bertha?" fragte Herr Burk.

„Fräulein Güter, Ihre Nichte, Herr Burk."

Herr Burk zuckte zusammen und schlug die Augen nieder, als er Herrn Güter's ansichtig wurde, der ihn die ganze Zeit über mit dem aufrichtigsten Mitgefühl betrachtet hatte. Der gutmüthige alte Mann reichte Herrn Burk die Hand und sagte: „Verzeihen Sie, Vetter — die Krankheit der Madame Lorenz hat uns hergeführt — können wir aber vielleicht Ihnen helfen?"

Herr Burk erröthete, schüttelte verneinend den Kopf und bat, man möge Auguste rufen. Er hatte den unwiderstehlichen Drang, sich einem befreundeten Wesen in die Arme zu werfen und seinem gepreßten Herzen Luft zu verschaffen.

Die einzige Stütze, die er in seinem ganzen bemitleidenswerthen Leben gebraucht hatte, um sich

stolz über Andere zu erheben, war geknickt; seine Eitelkeit war mit Füßen getreten, sein eigenes Innere war öde und leer — er bedurfte des Trostes, der Theilnahme und des Raths, und bei wem konnte er sich dies wohl anders holen, als bei dem einzigen Wesen, dem er dann und wann einen Anflug von Zuneigung bewiesen hatte!

Auguste, die nichts Anderes als einen Verweis für ihr Rendezvous mit Alfred erwartete, trippelte mit ihrem besten Lächeln ins Zimmer und rüstete sich zu einer schnippischen Antwort auf die Scheltworte ihres Vaters. Als sie aber seinem kummervollen Blick begegnete und seine gebeugte Haltung wahrnahm, entfärbte sie sich und fragte mit solch ungekünstelter Theilnahme, was ihm fehle, daß er zum ersten Male in seinem Leben eine Thräne in den Augen spürte und seinem Kinde die Antwort schuldig blieb. Er schlang seinen Arm um ihren Leib und ließ sich von ihr in ein Nebenzimmer führen, das er sorgfältig hinter sich verschloß.

„Setze Dich, Kind," sagte er — „und höre mich ruhig an. Du bist das einzige Wesen, Auguste, dem ich anvertrauen möchte, was mich mit

Centnerlast drückt — alle meine Freunde haben mich verlassen, ich stehe allein in der Welt und bedarf des Trostes mehr, als ich sagen kann."

„Ich habe schwer gesündigt, meine liebe Auguste, an Gott, meinen Nebenmenschen, meinen Kindern und Verwandten. Die Güter, die ich theils ererbt, theils durch glückliche Speculationen erworben hatte, habe ich nur dazu angewandt, um meiner Eitelkeit, meinem eigenen höchst traurigen Ich zu fröhnen. Ich habe mich vom Teufel blenden lassen, habe mich für einen bessern Menschen gehalten, weil ich Geld hatte, bin gegen die Stimme meines Vaterlandes, gegen das Flehen armer Nebenmenschen taub geblieben und habe mich so weit erniedrigt, daß ich mich durch ein Kreuz und einen Titel gehoben fühlte, die ich für Geld erkaufte. Kind, ich habe fast Alles verloren, was ich einst besaß, und es sind mir die Augen auf einmal schrecklich geöffnet worden. Ich stehe am Rande des Abgrunds, Schimpf und Schande sind mein Loos, und Nichts — Nichts kann mich retten."

Er blieb vor seinem Kinde stehen, faltete die Hände und bot solch ein Bild des Jammers und der Verzweiflung, daß Auguste unfähig war, ihn

anzublicken. Sie hatte ihren Vater nie geliebt, und wohl auch wenig Ursache gehabt, ihm ihre Zärtlichkeit zuzuwenden, so lange er übermüthig und gegen Andere theilnahmlos gewesen war. Jetzt hatte sich aber die Lage geändert. Das harte Herz ihres Vaters war erweicht, und er stand flehend vor seinem Kinde und bat um Trost.

„Verliere den Muth nicht, Papa," sagte sie — „wenn Du auch Alles verloren hast, so ist das doch kein Grund, um zu verzweifeln. Es giebt viele arme Menschen, die glücklich sind, und viele Reiche, die sich recht unglücklich fühlen."

Auguste hielt inne, weil sie erwartete, daß ihr Vater sprechen würde; aber er blieb unbeweglich stehen und starrte wie ein Verzweifelter in die Ecke des Zimmers.

„Hast Du Alles verloren?" fragte sie nach einer Pause.

Herr Burk schüttelte den Kopf.

„Du hast Deine Bücher seit langer Zeit nicht in Ordnung gehalten, Papa, weißt Du genau, wie Du stehst?"

Herr Burk seufzte.

„Dann laß mich mein früheres Geschäft wieder

übernehmen, Papa; Du erinnerst Dich doch, wie gern ich früher die Zahlen addirte, und wie zufrieden Du mit mir warst, weil ich es besser verstand, als Du selbst."

„Es ist das Geld nicht allein, Auguste, auch glaube ich noch ein wohlhabender Mann zu sein — aber der Schimpf und die Schande!"

„Welcher Schimpf? Welche Schande, lieber Papa?"

„Wupdikutz, Käsemofsky —"

„Kümmerst Du Dich um das Urtheil dieser Menschen?" fragte Auguste.

„Es sind nicht die Einzigen, liebes Kind! Baron Schnepfenthal, mein Schwager Güter, seine Tochter, Herr Lorenz — ach Kind, die ganze Welt zeigt mit Fingern auf mich."

Auguste näherte sich ihrem Vater, ergriff seine Hände und sagte mit weicher und zärtlicher Stimme: „Sie thut es nicht, liebster Papa — und wenn sie es thäte, so sollte das mir nur ein Sporn sein, Dich durch meine Liebe zu entschädigen. Ich will Dich herzlich lieben, Papa, dann mußt Du aber auch fröhlicher aussehen; ich kann den Jammer in Deinem Gesichte nicht ertragen. Was hast

Du denn gethan, daß alle Menschen Dich verachten sollten?"

„Ich habe meine Selbstachtung verloren, Kind, bin meinem Gotte, meiner Familie, meinem Vaterlande untreu gewesen, und das weiß die Welt, und deswegen, deswegen Auguste, verdiene ich die allgemeine Verachtung; deswegen hat Schnepfenthal mir den Brief geschrieben, deswegen hat Gott mich gestraft, daß meine eigenen Kinder sich von mir abwenden."

Der arme Mann hielt beide Hände vor's Gesicht und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Was hätte ich Alles thun können und thun müssen, Auguste," sagte er unter Schluchzen. „Welchen Segen hätte ich spenden können, wie manche Wittwe, wie viele Verbannte und Verwiesene hätte ich glücklich machen, wie manche Thräne trocknen, wie mancher Waise ein Vater und Versorger sein können! Meine Nebenmenschen hätten mich geliebt und gesegnet, die Armen für mich gebetet, und wo ich gegangen wäre, hätte man mir nachgerufen: „Da geht ein Ehrenmann, der brave Herr Burk!" — Und was habe ich statt dessen gethan? Nichts! Mit Fingern zeigen sie

auf mich und nennen mich den Vogeldreckbaron, und wenn ich einen Freund zum Frühstück lade, schickt er mir einen Hülfsmann. Auch gegen Euch, Kinder, habe ich gesündigt. Ihr habt nichts gelernt, habt keine Liebe, keine Theilnahme bei mir gefunden; ich war hart und ungerecht — ach, mein liebes Kind, die Reue ist ein bitteres, o sehr bitteres Gefühl! Gebe der liebe Gott, daß Du sie nie empfinden mögest!"

Auguste fiel ihrem Vater in die Arme, drückte ihm einen zärtlichen Kuß auf die weinenden Augen und sagte: „Ist es denn zu spät, lieber Papa, Alles wieder gut zu machen? Du sagst, daß Du noch wohlhabend seiest. Ei! so gieb von Deinem Wohlstande an die Armen, Wittwen und Waisen! Kannst Du nicht viel geben, so gieb wenig! Gern will ich meinen Schmuck und Tand opfern, um Dich darin zu unterstützen! Laß uns wieder einfach leben, wie früher, sparen wo es möglich ist, Kutschen und Equipage abschaffen und zu Fuß gehen, wie so viele Andere. Es hängt nur von Dir ab, lieber Papa, Dir die Achtung und Liebe Deiner Nebenmenschen zu erwerben!"

„Es ist zu spät, Kind — Schnepfenthal und

Bertha Güter werden den Leuten ins Gesicht lachen, die Gutes von mir sprechen; o, es ist über alle Maßen traurig, sich so grenzenlos blamirt zu haben. Die Schande bleibt ewig an mir haften."

„Was ist denn vorgefallen, daß Schnepfenthal und Bertha Güter Ursache haben könnten, härter über Dich zu urtheilen, als Andere? Ich habe meine Cousine vorhin am Bette der Tante Lorenz gesehen, und ich gestehe, daß sie mir nicht den Eindruck einer unversöhnlichen Feindin gemacht hat. Sprich, Papa, und laß mich Alles wissen, damit ich Dir in Allem rathen kann."

Es kostete Herrn Burk keine geringe Anstrengung, Auguste Alles zu erzählen, was ihm, wie er selbst sagte, mit Centnerlast auf dem Herzen lag, aber sie wußte ihm durch theilnehmende Fragen Alles zu entlocken. Das leichtsinnige und gedankenlose Mädchen, das bisher nur für ihren Alfred, für Putz und Tand Sinn gehabt und über den Ernst des Lebens niemals nachgedacht hatte, erschrak vor dem entsetzlichen Bilde, welches ihr eigener Vater von seinem Innern entwarf; eine Zeitlang schwankte sie zwischen Furcht und kindlicher Liebe; endlich siegte ihre bessere Natur;

sie mischte ihre Thränen mit denen des unglücklichen Mannes, bedeckte seine Hände mit Küssen, gelobte ihm ihren schwachen Beistand und träufelte, ohne es zu ahnen, himmlischen Balsam in den wunden Busen ihres Vaters.

Seine tiefgefühlte Reue hatte ihm ein kostbareres Gut gewonnen, als er je besessen, die Liebe seines Kindes; und je verlassener und einsamer er sich bisher gefühlt, desto wohlthuender war ihm das liebevolle Geplauder, womit Auguste die trübe Nacht zu verscheuchen suchte, die über seiner Seele lagerte.

Die Unterredung zwischen Vater und Tochter hatte mehrere Stunden gedauert; als sie endlich Arm in Arm das Zimmer verließen, lag auf ihrem jugendlichen Gesichte ein feierlicher aber stolzer Ernst, und in seinen Zügen ein demüthiges Hoffen und Vertrauen.

Einunddreissigstes Capitel.

Der einst so stolze und hochmüthige Krämergeist des Herrn Burk war geknickt. Er ging nicht mehr, wie sonst, polternd und lärmend in seinem Hause umher, besah sich nicht mit wohlgefälligem Lächeln im Spiegel und machte vor ihm keine aristokratischen Verbeugungen mehr. In tiefes Nachsinnen versunken, saß er vor seinem Hauptbuche und blickte träumerisch auf die lange Reihe von Zahlen, die er nicht zusammen zu addiren wagte, weil er sich vor der ungeheuren Summe fürchtete, die er ausgegeben hatte, um nichts Anderes zu ernten als — wie er selbst sagte — Schimpf und Schande. Seine kindische Furcht vor dem, was er Blamage nannte, verursachte ihm ein Frösteln, wenn er an Schnepfen-

thal und Bertha dachte. „Alles kann ich überwinden,“ seufzte er, „wenn aber die Geschichten in die Zeitungen kommen, wenn sie im „Kladderadatsch“ und den „Wespen“ erscheinen — mein Herr und Vater, was fange ich an!“ Er hatte die Fenster verhängt, weil er das satyrische Lächeln des Baron Wupdikutz fürchtete, der, wie er wußte, in Alfreds Zimmer Wache hielt und auf den Augenblick wartete, wo er ihm Kußhändchen zuwerfen konnte; die Thür hatte er verriegelt, weil er sich vor Ernestine fürchtete — es fehlte wenig, daß er den Spiegel verhängt hätte, um nicht durch sein eigenes trauriges Bild erschreckt zu werden. Und doch hatte Herr Burk noch ein Vermögen von achtmalhunderttausend Mark! Aber man kann auch mit einem solchen Vermögen ein recht trauriger und unglücklicher Mensch sein, und alle Schätze der Welt reichen nicht aus, um die Wunden zuzudecken, die unsere eigene Thorheit unserem Herzen zu schlagen vermag.

Merkt es Euch, ihr Burks, die Ihr beim Lesen dieser Zeilen mit den Louisd'ors in der Tasche klimpert und vornehm lächelt über Euren Biographen — nicht für alle Schätze Salomo's,

Rothschilds und anderer vermögender Leute möchten wir in Eurer Haut stecken! Es möchte auch Euch das Unglück begegnen, vor Eurer eigenen Blamage zu schaudern, und das wäre schlimm, sehr schlimm! —

Während Herr Burk, in sein Zimmer eingeschlossen, hoffnungslos in die Zukunft blickte, saßen nicht weit von ihm in einem anderen Zimmer Auguste und Bertha und beriethen mit einander, wie sie den bösen Geist bannen möchten, der seit langer Zeit seinen Wohnplatz in dem Burkschen Hause aufgeschlagen hatte.

Schon der erste Anblick Bertha's hatte in Augustens leicht erregbarem und, im Grunde genommen, gutem Gemüthe den Wunsch hervorgerufen, mit der schönen Cousine Freundschaft schließen zu dürfen. Auch Bertha hatte das hübsche, offene und heitere Gesicht Augustens nicht ansehen können, ohne inniges Wohlwollen für ihre Verwandte zu empfinden. Da das Krankenzimmer der Tante aber nicht der geeignete Platz für junge Mädchen war, um Freundschaftsbündnisse zu schließen, auch die Verhältnisse, in denen Herr Burk zu Güter und seiner Tochter stand, keine

Annäherung der Cousinen beförderte, hatten sich die beiden jungen Mädchen darauf beschränkt, sich dann und wann verstohlen anzublicken.

Das Gespräch Herrn Burks mit seiner Tochter hatte aber eine auffallende Veränderung in Augustens Wesen und Benehmen hervorgerufen; sie schritt ernst und nachdenklich in das Krankenzimmer, erfaßte Bertha's Hand und bat sie so herzlich, ihr zu folgen, daß selbst ein weniger freundliches und gutes Gemüth, als Bertha's, die Bitte sogleich würde erfüllt haben.

„Mein Vater hat Sie tief beleidigt, liebe Cousine," hub Auguste an, als sie neben Bertha auf ihrem Zimmer saß — „können Sie ihm jemals verzeihen? Er bereut es bitter."

„Ihr Vater hat nichts zu bereuen," antwortete Bertha, verlegen mit ihrem Tuch spielend — „es sei denn die Beleidigung des herrlichsten Mannes —"

„Wen meinen Sie? Baron Schnepfenthal?"

„Ich meine meinen Vater! Ihn hat Herr Burk tief verletzt, und ich bin ihm darüber recht gram gewesen."

Auguste blickte in Bertha's Auge; eine Thräne

stahl sich heraus und rollte über die Sammetwange des lieblichen Mädchens.

„Können Sie Jemandem zürnen, Bertha? Sie, aus deren ganzem Wesen Liebe und Herzensgüte hervorleuchten?"

„Wenn mein Vater beleidigt wird, ja! Kennten Sie ihn, wie ich ihn kenne, so würden Sie alle Menschen bitten, ihn recht von Herzen zu lieben, anstatt ihn von sich zu stoßen und ihm recht weh zu thun."

„Ihr Vater ist wohl sehr gut?" fragte Auguste, während sie Bertha's kleine, weiche Hand zärtlich drückte.

Bertha nickte eine bejahende Antwort und blickte in ihren Schooß, um die Thränen zu verbergen, die ihre Augen füllten.

„Dann können Sie meinem Vater seine Beleidigung wohl nie verzeihen?" fragte Auguste kleinlaut. „Er bereut es bitter, daß er seinen Verwandten so unfreundlich begegnet ist und hat schwere Schläge des Schicksals erdulden müssen. Würde es Ihnen viel Ueberwindung kosten, Ihren Vater zu bitten, daß er dem meinigen verzeiht?"

„Mir Ueberwindung?" fragte Bertha. „Nein,

liebe Cousine, mit tausend Freuden würde ich die Hände unserer Väter ineinanderlegen, wenn ich mir denken könnte, daß Herr Burk einem so einfachen Manne, wie meinem Vater —"

„Sprechen Sie nicht aus, Cousine. — Aber wissen Sie, was ich Ihnen sagen will? Sie sind ein reizendes, allerliebstes Mädchen, und wir wollen Freundinnen und Schwestern sein! Da, da hast Du einen Kuß und noch einen und jetzt nennen wir uns Bertha und Auguste und Du, und wollen uns und unsere Väter lieb haben und sie mit einander versöhnen. Ich habe noch nie eine Freundin gehabt; willst Du meine Freundin sein, Bertha?"

Die arme Bertha! Auch sie hatte nie das Glück genossen, eine Schwester zu lieben; ihre bescheidene Armuth hatte ihr ja bisher Alles versagt, außer der hingebenden Liebe ihres Vaters! Wie gern erwiderte sie den Kuß ihrer Cousine, wie selig lächelte sie ihr durch ihre Thränen entgegen!

Wir würden es umsonst versuchen, die Gefühle zu schildern, von denen die beiden Mädchen bestürmt wurden, als sie ihren Schwesternbund

durch Küsse und Thränen besiegelt hatten. Bertha's tiefes Gemüth empfing jedes neue Geschenk des Himmels mit der sittsamen Bescheidenheit, die ihr ganzes Wesen erfüllte; sie wurde durch ein Lächeln des Glücks nicht gehoben, heiter oder fröhlich, sondern beugte sich in dankbarer Demuth und weinte vor Rührung und Entzücken, wenn ein Sonnenstrahl in ihr Herz fiel. Ganz anders war es mit Auguste. Das flatterhafte, leichtsinnige, aber weiche Gemüth dieses durch verkehrte Erziehung unartig gewordenen Mädchens jubelte voll Entzücken über die Freundschaft der reizenden Cousine, die sie so oft auf der Bühne um ihre Triumphe beneidet hatte, die sie jetzt Du nennen, an sich drücken und mit Küssen bedecken durfte. Es war keine halbe Stunde vergangen, bevor Auguste alle Geheimnisse ihres Herzens ausgeplaudert und ihr Verhältniß zu Alfred erzählt hatte. Sie erschrak freilich, als Bertha ihr mit vorwurfsvoller Miene sagte, daß sie unrecht gethan habe, sich mit einem Manne zu verloben ohne die Einwilligung ihres Vaters; aber sie klatschte wieder in die Hände, als sie erfuhr, daß Bertha verlobt sei und bald zu heirathen gedenke.

„Und wer ist Dein Verlobter?“ fragte sie. „Gewiß ein Prinz oder gar ein König, denn ich kann mir gar nicht denken, daß ein anderer Mann den Muth haben könnte, sich Dir zu nähern. Ja, lächle nur, Bertha! Du hast solch vornehmen Anstand, etwas so Gebieterisches und doch zugleich so Sanftes in Deinem ganzen Wesen, Du sprichst so bezaubernd, daß Du zum allermindesten eine Prinzessin werden mußt. Wäre ich Deine Vormünderin, so würde ich zu keiner anderen Verbindung meine Einwilligung geben, Du stolzes, schönes, liebes, gutes Mädchen!“

„Du machst mich am Ende noch eitel,“ sagte Bertha, indem sie Augustens Mund durch einen Kuß zum Schweigen brachte, „und wir vergessen ganz, daß wir über ernstere und wichtigere Dinge verhandeln wollten.“

„Du hast Recht,“ entgegnete Auguste. „Wie die Sachen stehen, bleibe ich dabei, daß Alfred es übernehmen muß, den Baron Schnepfenthal zu einer Ehrenerklärung zu zwingen, durch welche die Beleidigung, die er meinem Vater hat zu Theil werden lassen, gesühnt wird. Ich übernehme es, Deinen Vater auszusöhnen, und Du, Bertha, hast

die schönste — aber auch die schwierigste Aufgabe zu lösen: Du mußt zu meinem Vater gehen und ihm die Hand reichen. Haben wir dann aber unser Ziel erreicht, dann wollen wir dieses traurige Haus in einen Tempel der Liebe und Freundschaft verwandeln, und dafür, daß Du und Dein Vater es bisher gänzlich gemieden habt, müßt Ihr von jetzt an täglich bei uns vorsprechen."

„Wir haben es nicht gemieden —"

„Willst Du wohl schweigen, Mädchen, und mir nicht die Schamröthe in die Wangen treiben? Jetzt gehe Du zu meinem Vater, beste Bertha; ich will an Alfred schreiben; in wenig Stunden muß Alles abgemacht werden, und wenn Du auch heute Abend im Theater nicht Deinen Triumph feiern kannst, so sollst Du ihn hier feiern. Gehe, meine Kaiserin, und mache uns Alle glücklich, indem Du meinem Vater liebevoll verzeihst."

Am Abend desselben Tages war das Eßzimmer Herrn Burks reich erleuchtet und Matthis hatte alle Hände voll, um den Tisch mit dem

kostbarsten Silberservice und den schönsten Blumenvasen zu schmücken. Es war große Gesellschaft bei Herrn Burk, aber keine Fürsten und Grafen, Barone und Millionaire, sondern arme Verwandte und liebe Freunde. Da sah man Herrn Güter mit Auguste auf- und abgehen und sich zärtlich die Hand drücken, Herr Lorenz unterhielt sich mit Alfred und Milchner und Herr Burk küßte einmal über das andere mit tiefer Rührung die Hand seiner Nichte Bertha Güter. Nur die Schwägerin und Ernestine fehlten, erstere weil sie zu schwach war, um ihr Lager zu verlassen, letztere, weil sie an der Gesellschaft kein Gefallen fand und lieber allein war mit ihren Gedanken an den Baron Wupdikutz.

Als Matthis meldete, daß der Tisch gedeckt wäre und die Gäste Platz genommen hatten, erhob sich Herr Burk und sprach mit bewegter Stimme: „Meine lieben Freunde! Ich feiere heute meinen Geburtstag und freue mich, ihn im Kreise der Meinen feiern zu können; und Ihr seid Alle die Meinen, wie ich von ganzem Herzen der Eure bin. Hier dieser Engel zu meiner Rechten hat mich mit Euch, mit der Welt und

mit mir selbst ausgesöhnt. Theure Bertha! Nimm den aufrichtigen Dank eines alten Mannes, dem Du den noch übrigen Rest seines Lebens zu einem glücklichen gemacht hast. Du hast mir bewiesen, meine herrliche Nichte, daß ein Leben ohne Freundschaft, Liebe und Patriotismus kein Leben, sondern ein trostloses Vegetiren ist. Von heute an gehöre ich Euch und meinem Vaterlande und ich liebe Euch, meine Freunde, und dich, mein Vaterland, aus ganzer Seele. Auch Dir, mein Schwager Güter, danke ich aufrichtig für den Edelmuth, mit dem Du mir verziehen hast. Wackerer Mann! Dein Händedruck hat mich stolz gemacht. Sie, lieber Lorenz, haben sich mit derselben edlen Herzensgüte benommen, die ich seit je her an Ihnen gekannt, leider aber in ihrem unendlichen Werthe nicht geschätzt habe. Sie, lieber Milchner, sind so bereitwillig gewesen, das Beispiel Ihres Schwiegervaters nachzuahmen, daß ich beschämt sein würde, wenn der Himmel Ihnen nicht in diesem Engel einen Schatz verliehen hätte, der Sie so weit über Ihre Nebenmenschen erhebt, daß man aus Ihrer Hand Wohlthaten empfangen darf, ohne zu erröthen. Sie, mein lieber Alfred,

haben durch Ihr männliches und höchst ehrenhaftes Benehmen eine Last von meinem Herzen genommen, die mich zu zermalmen drohte. Meine Tochter liebt Sie, mein braver junger Freund! Gott gebe Euch seinen Segen. Und nun Du, Auguste, die ich zuletzt nenne, aber wahrlich nicht am wenigsten liebe! Im Verein mit Bertha hast Du das Wunder bewirkt, dem ich meine Rettung aus den Klauen des Teufels der Eitelkeit, des Hochmuths und des Stolzes verdanke. Gott segne Dich, mein Kind! Erhalte Dir Deinen frohen Muth, aber vergiß nie, meine geliebte Tochter, daß nur wahrhaft gute Menschen froh und glücklich sein können. Gott segne Euch Alle, Ihr meine Lieben! Euere Güte und Liebe hat mich zu einem neuen Menschen gemacht, ich fühle mich wie neugeboren und gäbe viel darum, wenn ich meine höchst klägliche Vergangenheit durch ein langes, segensreiches Leben sühnen könnte!"

Alle Anwesenden wurden durch die Rede Herrn Burks tief ergriffen, Niemand aber mehr, als Herr Güter, der jedes Mal ein Schluchzen unterdrücken mußte, wenn er seine Bertha preisen hörte. Er erhob sich mit seinem Glase, versuchte

einige Worte zu entgegnen, konnte aber vor Rührung nichts sagen, als: „Gott segne Dich, meine Lotosblume! Was ich auf den duftenden Blumenteppichen der brasilianischen Ebenen geträumt habe, ist in Erfüllung gegangen. Dank, tausend Dank, mein Lilienstengel!"

Der alte Mann setzte sein Glas nieder, breitete beide Arme aus und sank seiner Tochter in die Arme.

Schluss.

Wir haben nur noch wenig zu berichten. Herr Lorenz hat die Bücher Herrn Burks in Ordnung gebracht und gefunden, daß er außer den Gütern in Schweden noch gegen hunderttausend Mark Banco im Vermögen hat. Alfred lebt mit Auguste in Schweden und überwacht mit seltenem Geschicke die ausgedehnten Besitzungen seines Schwiegervaters. Wöchentlich treffen Briefe des glücklichen Paares ein, die von Herrn Burk und allen Verwandten mit der innigsten Freude gelesen und beantwortet werden.

Wupdikutz hat sich aus dem Staube gemacht, nachdem Alfred ihm eine Forderung auf Pistolen zugehen ließ.

Salomon Hirsch ist ein reicher Mann und setzt das „Geschäft" fort. Er betritt das Haus Herrn

Burks nicht mehr und fürchtet sich vor Matthis, der in unangenehme Collisionen mit ihm gekommen sein soll.

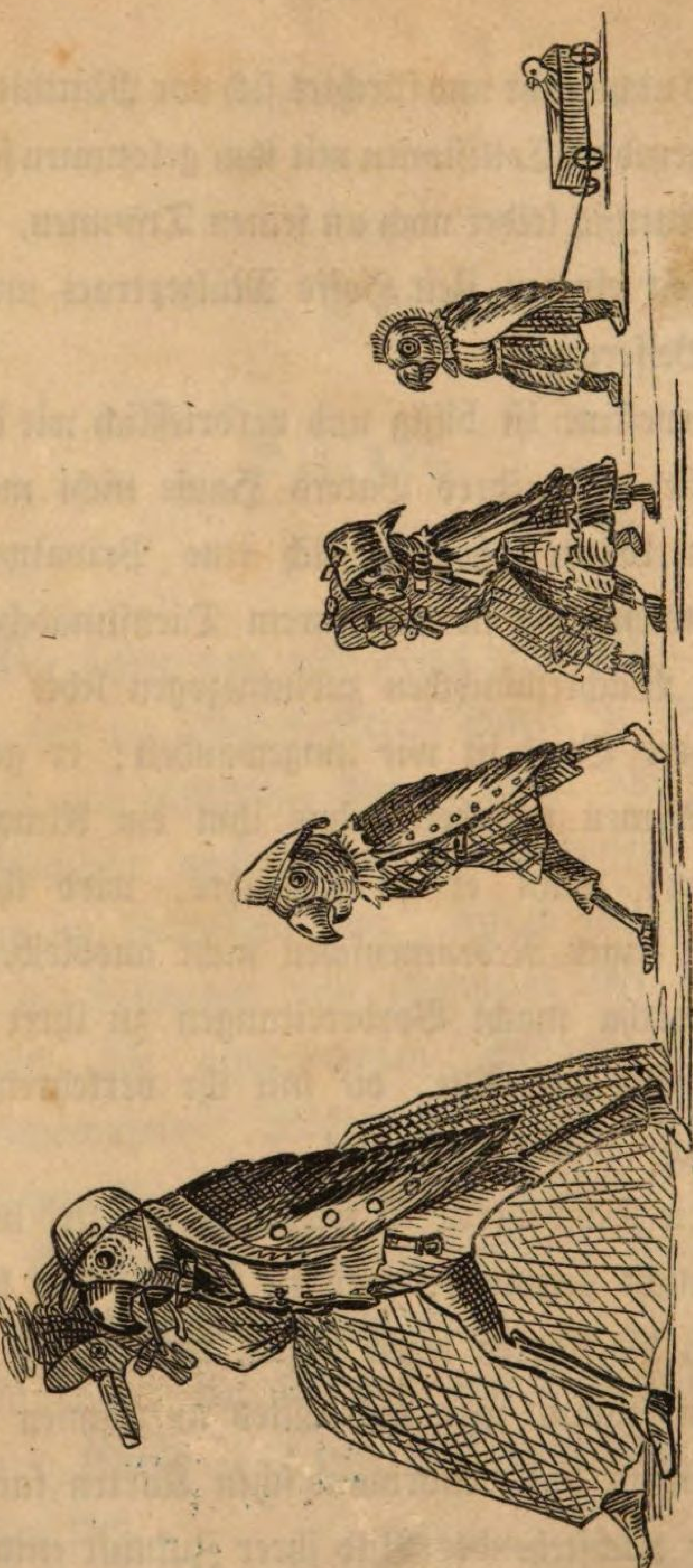
Matthis leidet noch an seinen Träumen, braucht aber seit einiger Zeit Hoffs Malzextract und hofft auf Besserung.

Ernestine ist bissig und verdrießlich wie immer; weil sie es in ihres Vaters Hause nicht mehr ertragen konnte, hat sie sich eine Privatwohnung genommen, wo sie mit ihrem Dienstmädchen und einem Wachtelhündchen zurückgezogen lebt.

Herr Burk ist wie umgewandelt; er geht keinem Armen vorüber, ohne ihm ein Almosen zu schenken; wenn er so fortfährt, wird ihm der Segen seiner Nebenmenschen nicht ausbleiben.

Bertha macht Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit. Sie und Alle, die mit ihr verkehren, sind glücklich. Gott segne sie!

Die Schwägerin ist wieder hergestellt, hat aber noch nicht gefunden, was sie sucht. Sie hat sich neulich die Karten legen lassen, und da die Wahrsagerin stumm war und Alles aufzeichnen mußte, was sie in den Lenormand'schen Karten fand, hat sie ihr nachstehendes Bild ihrer Zukunft entworfen. Möge es in Erfüllung gehen!



Und nun, lieber Leser, lebe wohl! Es hat uns Freude und Schmerz gemacht, Dir die Menschen zu zeichnen, wie sie sind. Erkennst Du in Deinem eigenen Herzen, daß wir recht haben, wenn wir die Eitelkeit, den Hochmuth und die Verschwendung an den Pranger stellen, und die Nächstenliebe, die Gottesfurcht und die Liebe zum Vaterlande über Alles erheben, so wirst Du die Hand nicht ausschlagen, die wir Dir freundlich bittend entgegenstrecken. Dir aber, lieber Güter, und Dir, theuerste Bertha, die wir von ganzem Herzen liebgewonnen haben, wünschen wir Gottes Segen! Möge es Euch so wohl ergehen, wie Euch dies von ganzem Herzen wünscht

der Verfasser.

Baudissin, Adelbert Heinrich <<von>>,

Die Familie Burk, ihre Thaten, Träume und Gedanken

Bd.: 3

Hannover 1863